

10/1994

STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN



Jung — und anders?

ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITENJAHR

Editorial

Wir hatten gewiß keine rosigen Vorstellungen von einem Jahr, das mitten in den weltweiten Umwälzungen nur einen Moment darstellen kann; das Minderheitenjahr 1994 wird jedoch, wie es scheint, einer härteren Realität entgegensetzen müssen, als anfänglich angenommen. Das bereits gesetzte Vorzeichen ist das denkbar schlechteste und hat schon einen Namen: "Superwahljahr". Erste Signale machen sich bemerkbar, "sonst gern, aber bitte nicht vor den Wahlen" beginnt, zur herrschenden Floskel und zur sicherlich unbequemen Haltung vieler – parteigebundener – UnterstützerInnen von Minderheiten- und Menschenrechten zu werden. Nachdem aber der Wahlen mehrere auf der heurigen Tagesordnung stehen, stellt sich die Frage, inwieweit unser Minderheitenjahr mit dem zentralen "Interesse" der Medien und der öffentlichen Rede rechnen kann.

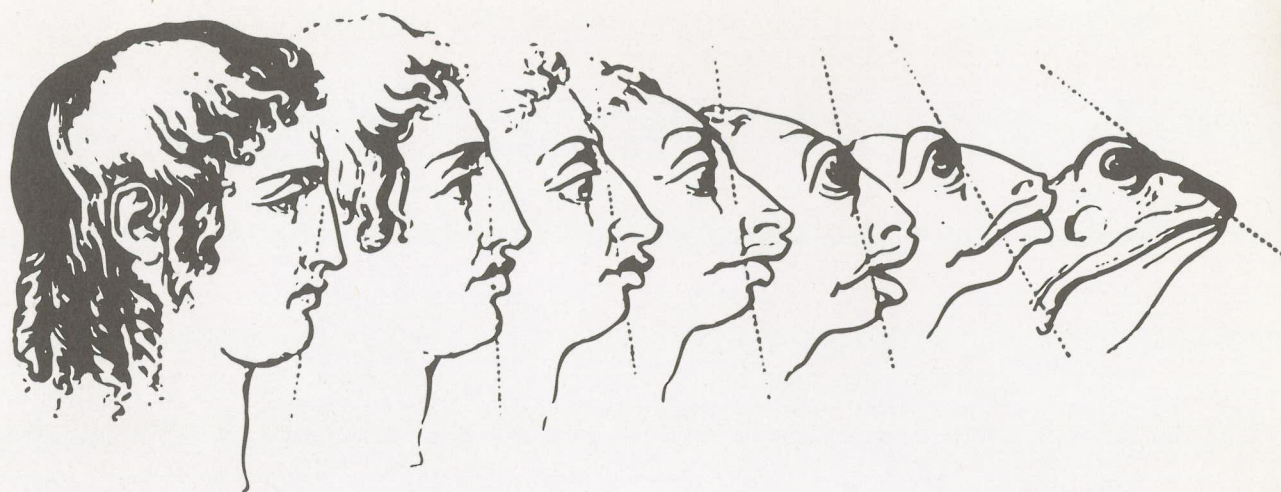
Sehr wohl wird in diesem Jahr dem Thema Minderheiten Aufmerksamkeit geschenkt – nolens volens und mehr, als uns lieb sein kann. Schon hat der FPÖ-Obmann Jörg Haider die Trommel gerührt: Die Forderungen des (Debakel-)Volksbegehrens "Österreich zuerst" werde sein Zentralwahlthema darstellen, hat er uns alle wissen lassen. Auch *uns*, die wir kein Wahlrecht haben!

Was diese Art der Thematisierung bedeutet, kennen wir allzu gut. Wenn es nur bei der ohnehin schon untergründig fließenden Feindseligkeit gegenüber den MigrantInnen bleiben würde! – es gibt genug

ÖsterreicherInnen, die diese Haltung wettmachen können. Doch das Interesse, das die Gesellschaft für ihre ausländischen Mitmenschen aufbringt, kennt keine Grenzen: Von Sozialwissenschaften bis hin zu den Medien, von Kaffehausgesprächen bis hin zu den Fernsehdiskussionen wird das Thema "Fremde" wieder überall die Oberhand gewinnen. Ihre Eßgewohnheiten, ihre Vorliebe für bestimmte Kleidungsstücke, die Art und Weise ihrer Behausung, ihr Umgang mit öffentlichen Parkanlagen und Innenhöfen, was für Tiere sie zu schlachten, wie oft sie sich zu waschen und wann sie der Musik zu frönen belieben und weitere wissenschaftliche Eigenschaften der Fremden werden zu seriösen Themen des Alltags. MigrantInnen werden wider Willen ins Rampenlicht geschleppt, anstatt daß die ihnen entgegengebrachte feindselige Haltung beleuchtet wird.

Angeichts dieser Sachlage kommt dem Minderheitenjahr die zusätzliche Aufgabe zu, die Solidarität unter Minderheiten stärker zu motivieren und zu organisieren, als es bislang der Fall war. Auch das "Superwahljahr" hat seine Vorteile: Es wird – unbeabsichtigterweise – vor Augen führen, daß die sonst ohne Zusammenhang nebeneinander stehenden "Themen" Minderheiten, Europäische Union und Parteikampf zwischen den historischen Fronten Europas heute eng zusammengewachsen sind. Enger als je zuvor!

Hakan Gürses



Ressorts

STIMME von und für Minderheiten: Vierteljährliches Blatt der Initiative Minderheitenjahr; **Leitender Redakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Elisabeth Feuerstein, Hikmet Kayahan, Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Anna Rakoš, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Gabriele Müller-Klomfar; **Graphische Gestaltung:** schultz&schultz – Mediengestaltung; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschar, Hakan Gürses; **Redaktionsadresse:** Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien, Tel. (0222) 586 12 49-12; Klosterg. 6, A-6020 Innsbruck, Tel. (0512) 586 7 83; **Beleuchtung & Druck:** LithoPrint Dolezal, 1100 Wien. **Für ihre finanzielle Unterstützung danken wir:** Wiener Integrationsfonds; Kulturbt. d. Stadt Wien; Land Tirol; Land Burgenland; Grüne Bildungswerkstatt; ÖH-Graz; BM für Familie, Jugend und Umwelt.



JUNG – ANDERS?

Die doppelte Bürde, mit der jugendliche Angehörige der Minderheiten zu schaffen haben, bildet den Schwerpunkt dieses Heftes: die Schwierigkeit, jung zu sein, gepaart mit dem Stigma, einer Minderheit anzugehören. Mit diesem Ansatz nähert sich **Dr. Helmut Wintersberger** an das Thema, wobei er auch die Verbindung zwischen Paternalismus einerseits und den Kindern und Minderheiten andererseits aufzeigt.

Dr. Helga Matuscheks Beitrag befaßt sich mit den neuen Funktionen, die Minderheitenjugendliche in ihrer spezifischen Rolle als die Generation "dazwischen" erfüllen.

In einem Gespräch mit drei MitarbeiterInnen des Jugendmagazins **ECHO**, "der ersten und einzigen Zeitschrift von ausländischen Jugendlichen", kommt gerade eine dieser Funktionen zum Ausdruck: Meinungsbildung.

Der Brief von **Liane Horvath**, einer jungen Romni, berichtet von eigener Kindheit als Ausgeschlossene, während **Hikmet Kayahan** die Probleme einer nicht-ethnischen Minderheit, der jungen Schwulen und Lesben, beschreibt.

Dr. Vladimir Wakounig setzt sich mit einem weiteren Aspekt, dem der Schule, auseinander – am Beispiel des Minderheitenschulwesens in Kärnten.

Ingrid Hemeteks erzählerischer Text hat eine langjährige Begleiterin der Jugend allgemein zum Thema: die Drogen.

Dem Duo **Groll & Tritt** gesellt **Erwin Riess** in dieser Jugend-Nummer eine jugendliche Protagonistin: **Gwendolyn** aus Wien-Floridsdorf.

STIMMEN

Vorstellung von der neulich in Kärnten entstandenen **Vinzenz-Rizzi-Gesellschaft**, Berichte über die schwere Lage des **Artikel-VII-Kulturvereins für Steiermark** – eines der Briefbombenopfer im Dezember 1993 – und über den **Mesopotamien Kultur- und Sportverein** sowie ein Artikel über die Stigmatisierung der psychiatrischen Patienten, von **Dr. Herta Kuna**, einer Mitarbeiterin der **PRO MENTE INFIRMIS** in Kärnten.

KULTUREN KÜNSTE

"Der Papalagi" heißt das von Erich Scheurmann herausgegebene Buch, das angeblich die Reden eines Stammeshäuptlings namens Tuiaivii enthält und seit einigen Jahrzehnten mit Bewunderung gelesen und zitiert wird. Mehr als 70 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung setzt sich **Gabriele Müller-Klomfar** mit der historischen Realität, die das Buch und seinen Autor umgaben, auseinander.

KAHLAUERS TAGEBUCH

In diesem Heft beginnen wir mit einer neuen Kolumne, in der **Kahlauer**, der unermüdete Beobachter der gesellschaftlichen Glanzleistungen, auszugsweise sein Tagebuch läßt. Die genannte Person unterhält enge Beziehungen zu einem bekannten Journalisten und Liedermacher aus Wien.

Inhalt

Kinder aus Minderheiten
H. Wintersberger4

Funktionswandel von Minderheitenjugendlichen
H. Matuschek7

"Daß diese Kultur lebt ..."
Gespräch mit ECHO8

Ein Tag wie die anderen
I. Hemetek10

Verliebte Jungs
H. Kayahan12

Groll ist neutral ...
E. Riess14

Brief von einer jungen Romni
L. Horvath16

Minderheitenschulwesen
V. Wakounig17

"Auch du bist Minderheit"
ÖH-Arbeitsgruppe18

Vinzenz-Rizzi-Gesellschaft
L. Krainer19

"Eine Handvoll Slowenen?"
Artikel-VII-Kulturverein20

Wer sind die Assyrer?
L. Kurter21

Sozialpsychiatrie
H. Kuna22

Brief aus Stambul
G. Nitsche23

Der Papalagi
G. Müller-Klomfar24

Termine25

Im Minderheitenjahr26

Tips29

Kahlauers Tagebuch31

von Helmut
Wintersberger
EINES

KINDER AUS MINDERHEITEN DIE BÜRDE EINES DOPPELTEN MINDERHEITSTATUS

1. Ambivalenzen moderner Kindheit

Kinder sind ebenso wie Erwachsene von den derzeit vor sich gehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen betroffen. In bezug auf Kindheit halte ich vor allem die folgenden Tendenzen für bestimmend:

- demographische Entwicklungen bzw. das Altern der Gesellschaft;
- die zu beobachtende Pluralisierung familialer Lebensformen;
- der allgemeine Trend der Individualisierung und die u.a. daraus resultierende Tendenz zur Institutionalisierung von Kindheit;
- ökonomische und sozialpolitische Entwicklungen, insbesondere das steigende Armutsrisiko von Kindern;
- schließlich die UN-Konvention über die Rechte des Kindes aus dem Jahr 1989 sowie die beginnende Zuerkennung eines Subjektstatus für Kinder in rechtlicher und politischer Hinsicht.

Nicht eindeutig, oft sogar widersprüchlich sind die Auswirkungen dieser Trends auf Kindheit. So könnte die Verringerung der Zahl an Kindern bei gleichbleibenden Ressourcen zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Kindern genutzt werden. Es kann aber genauso zu einer Ressourcenverlagerung von Kindern zu Alten kommen (und in der Tat geschieht wohl eher letzteres). Während die Pluralisierung der Lebensformen aus der Erwachsenenperspektive oft als befreiendes Moment interpretiert wird, gehen davon sicher auch negative Auswirkungen auf die Lebens-

qualität von Kindern aus (z.B. das Armutsrisiko von Kindern in Alleinerzieherfamilien oder die häufig unklaren Beziehungsmuster in Stieffamilien). Die Institutionalisierung von Kindheit in Kindergarten, Schule und Hort kann die Entwicklung von Kindern insbesondere aus benachteiligten Familien fördern; ob allerdings diese positiven Wirkungen bestimmend sind, hängt von der Qualität der Institution, der Gruppen- bzw. Klassengröße und der Bereitschaft der Betreuungspersonen ab, auf die individuellen Bedürfnisse von Kindern einzugehen. Der durch die Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte des Kindes eingeleitete Prozeß der rechtlichen Besserstellung von Kindern ist zwar zu begrüßen, er ändert aber nichts daran, daß

Kinder nach wie vor von der politischen Mitbestimmung faktisch ausgeschlossen sind.

2. Sind Kinder eine diskriminierte Minderheit?

Die soeben beschriebenen, auf Kindheit in der modernen Gesellschaft einwirkenden Tendenzen sind keineswegs durchaus negativ. Es dürften jedoch insgesamt die negativen Auswirkungen überwiegen, was zu einer weitgehenden Ausgrenzung von Kindheit aus der modernen Gesellschaft führt. Ist es angesichts dieses Befundes nicht angezeigt, Kinder als eine Minderheitsgruppe anzusehen? Wirth definiert als Minderheit: "Jede Gruppe von Menschen, die aufgrund ihrer physischen oder kulturellen Merkmale von anderen Grup-

pen in der Gesellschaft, in welcher sie leben, zwecks unterschiedlicher und ungleicher Behandlung abgegrenzt wird und die sich daher als Objekt kollektiver Diskriminierung sieht. Die Existenz einer Minderheit in der Gesellschaft impliziert die Existenz einer dominanten Gruppe mit höherem sozialen Status und mehr Privilegien. Minderheitsstatus bringt den Ausschluß von voller Partizipation am Leben der Gesellschaft mit sich." Die Anwendbarkeit dieser Definition auf Kindheit ist verblüffend, und somit rücken Kinder in die Nähe diskriminierter ethnischer Minderheiten, wie z.B. Farbiger.

Doch unterscheiden sich Kinder in zwei Aspekten von ethnischen Minderheiten: Erstens betrachten sie sich im allgemeinen nicht als Objekte einer kollektiven Diskriminierung, und daher fehlt ihnen in der subjektiven Dimension der "Status" einer diskriminierten Minderheit. Quortrup entgegnet diesem Argument unter Hinweis auf die langandauernde systematische Unterdrückung von Kindern, die es mit sich brachte, daß sich die Erwachsenen als Unterdrücker im Recht fühlen und auch die Kinder zumeist nicht erkennen können, daß ihnen Unrecht geschieht. Sie haben eine "Sklassenmentalität" entwickelt. Zwar mag es noch viele Minderheiten geben, die tatsächlich unterdrückt werden, aber möglicherweise sind Kinder die einzige, von der die "Welt" heute noch annimmt, daß dies naturnotwendig bzw. gottgewollt sei. Der Paternalismus beginnt überall sein Recht zu verlieren, ausgenommen dort, ►

► von wo der Begriff seinen Ausgang genommen hat, von der väterlichen Gewalt über Kinder.

Zweitens scheint es im Unterschied zu ethnischen Minderheiten bei Kindern eine quasi natürliche Automatik zu geben, welche im Zuge des Sozialisationsprozesses eine totale Mobilität von Kindern zu Erwachsenen garantiert. Während also die Assimilation von ethnischen Minderheiten – wenn überhaupt – über mehr als eine Generation läuft, vollzieht sich die Assimilation von Kindern an die Gesellschaft der Erwachsenen innerhalb weniger Jahre. Folgende Fragen bleiben jedoch bestehen: Entspricht es den Tatsachen, daß Kinder ausschließlich von Erwachsenen sozialisiert werden oder verändern Kinder nicht auch in einem erheblichen Ausmaß ihre soziale Umgebung? Wäre es grundsätzlich wünschenswert, wenn der Sozialisationsprozeß völlig einseitig adultozentrisch verlief?

3. Ähnliche Einstellungen gegenüber Kindern und ethnischen Minderheiten

Wir werden später auf die obigen Fragen noch zurückkommen, wenden uns jetzt jedoch einer auffälligen Parallele in den Einstellungen gegenüber Kindern einerseits und (insbesondere eingeborenen) Minderheiten andererseits zu. Zwar ist ethnisch begründeter Paternalismus offiziell seit einiger Zeit verpönt, während der Paternalismus gegenüber Kindern nach wie vor hoch im Kurs steht; dennoch: es ist noch nicht lange her, daß – wie van den Berghe aufzeigt – z.B. indianische oder afro-amerikanische Minderheiten wie Kinder beschrieben wurden, als "unreif, überschwänglich, impulsiv, ohne Hemmungen, faul, stets zu Spaß aufge-

legt, unbekümmert glücklich – kurz gesagt: minderwertig, aber liebenswert. Körperliche Züchtigung ist so anzuwenden, wie man dies bei den eigenen Kindern tut, um sie im Zaum zu halten."

So wie es in der Entwicklungspsychologie eine lineare Entwicklung des Individuums von einer Stufe der Ignoranz und Inkompetenz zu einer Stufe der Reife und Kompetenz gibt, begegnen wir in Theorie und Praxis sozioökonomischer und kultureller Entwicklung ganz analogen Vorstellungen, nach denen sich die moderne Zivilisation stufenweise aus der Barbarei heraus entwickelt hat. Das heißt, es besteht eine Analogie zwischen der Evolution von Gesellschaften und der Evolution des einzelnen Menschen. Die primitive Gesellschaft verhält sich zur Zivilisation wie das Kind zum Menschen. Aus der Sicht des weißen Mannes waren die Indianer "die infantile Stufe sozialer Evolution. Sie waren wie Kinder Teil der mensch-

lichen Familie; als sie durch Weiße ersetzt wurden, symbolisierte dies das Heranwachsen Amerikas von der Kindheit zur Reife" (Rogin).

Obwohl wir uns hier manifest mit den Einstellungen der herrschenden Mehrheitsbevölkerung gegenüber Minderheiten beschäftigen, sagen die Beobachtungen wahrscheinlich mehr über die Einstellungen unserer Gesellschaft gegenüber Kindern aus. Die Tatsache, daß vieles, was von den Standards der Normalität in der modernen Gesellschaft abweicht, als *kindlich* oder *kindisch* eingestuft wird, bedeutet nämlich, daß Kinder unter allen Minderheiten auf der niedrigsten Sprosse der sozialen Stufenleiter stehen. Kinder sind daher die Minderheitsgruppe par excellence oder, wie es Matza formuliert: "Es ist nicht so, daß Kinder als eine ethnische Gruppe behandelt werden; ethnische Gruppen sind vielmehr wie Kinder behandelt worden. Jugendliche sind nicht eine Minderheitsgruppe. Symbolisch sind

sie die Minderheitsgruppe, insofern als sie ein Paradigma für Beschuldigungen und politische Maßnahmen gegen unbeliebte ethnische Gruppen bereitgestellt haben."

4. Kinder aus Minderheiten – Risiken und Chancen

Nach den vorangegangenen Ausführungen können wir davon ausgehen, daß Kinder aus ethnischen Minderheiten Träger eines doppelten Minderheitsstatus sind, nämlich als Angehörige einer ethnischen Minderheit und als Kinder. Die Quellen potentieller Benachteiligung verdoppeln sich jedoch nicht nur, sondern vervierfachen sich sogar: Denn Kinder aus Minderheiten werden tendenziell diskriminiert: erstens als Kinder gegenüber Erwachsenen schlechthin; zweitens als Angehörige einer Minderheit gegenüber der Mehrheit schlechthin; drittens von erwachsenen Mitgliedern der Minderheit; und viertens von Kindern der Mehrheitsbevölkerung.

Auf der anderen Seite ist zu beachten, daß Kinder prinzipiell über bessere Fähigkeiten verfügen, sich Sprachen anzueignen und sich kulturell anzupassen als Erwachsene. Soweit es Kinder von Einwanderern betrifft, mag dies zu einer Verzerrung der üblichen Verteilung von Kompetenzen zwischen Kindern und Erwachsenen führen: Kinder beherrschen die Landessprache oft besser als ihre Eltern. Kinder aus autochthonen Minderheiten wachsen häufig zweisprachig auf, wodurch tendenziell ein Vorsprung gegenüber Kindern der Mehrheitsbevölkerung erwächst. Ob und unter welchen Bedingungen diese positiven Potentiale tatsächlich zum Tragen kommen bzw. ob und unter welchen Bedingungen sie nur zu ►



► weiteren Spannungen und Konflikten führen, hängt wohl von einer Reihe von Faktoren ab, die noch genauerer Untersuchungen bedürfen.

Jedenfalls sehe ich trotz der gegenwärtig zu beobachtenden Verdüsterung der Lage zahlreicher Minderheiten in Europa und trotz der eingangs beschriebenen Tendenzen der Marginalisierung von Kindheit in der modernen Gesellschaft zwei mögliche Lichtblicke:

■ Im Unterschied zu einer durch Standardisierung und Normalisierung charakterisierten Moderne sehe ich in der durch Pluralisierung charakterisierten Postmoderne prinzipiell größere Chancen

nach Mead mit einem präformativen kulturellen Stil zu tun, "wobei Erwachsene in der ganzen Welt erkennen müssen, daß die Erfahrung aller Kinder sich von ihrer eigenen unterscheidet." So haben z.B. die revolutionierenden Innovationen in der Informationstechnologie nicht nur den Wissensvorsprung der meisten Erwachsenen annulliert, sondern Kinder und Jugendliche haben sich – aufgrund ihres unbekümmerten Zugangs zu den neuen Technologien – vielfach einen Vorsprung gegenüber der Mehrzahl der Erwachsenen herausgearbeitet.

Beide Entwicklungen zu-

und unersetzbare Brückenbauer zu einer zukünftigen, durch größere Vielfalt gekennzeichneten Gesellschaft werden. ■

Literatur:

Bauböck, Rainer in Zusammenarbeit mit **Feldmann, Klaus** (1993): "Migration und Integrationspolitik" in: *Welfare in a Civil Society* an die Europäische Sozialministerkonferenz – UN Europäische Region – Bratislava, 28. Juni-2. Juli 1993. Wien.

Berghe, Pierre L. van den (1970): *Race and Ethnicity*. Essays in Comparative Sociology. Basic Books, New York.

Matza, David (1964): "Position and Behavior Patterns of Youth", in: *Handbook of Modern Sociology*, hrsg. von R.E. L. Faris. Chicago: Rand McNally & Co., S. 191-216.

Mead, Margaret (1978): *Culture and Commitment*. Revised and Updated Edition. Anchor Books/Doubleday, New York.

Qvortrup, Jens, Bardy Marjatta, Sgritta Giovanni und Wintersberger Helmut (Hrsg.) (1994): *Childhood Matters: Social Theory, Practice and Politics*, Aldershot, Avebury.

Rogin, Michael Paul (1971) "Liberal Society and the Indian Question", in: *Politics and Society*, Vol. 1, No. 3, May. **Wintersberger, Helmut** (Hrsg.) (1991): "Kindheit ist keine Krankheit. Ein Beitrag zur Sozialökologie der Kindheit", in: *Ist Gesundheit erlernbar? Beiträge zur Gesundheitspädagogik*. Wien, Universitätsverlag, S. 94-116.

Wintersberger, Helmut (1993): *Children from Minorities: A Study into the Feasibility of an International Programme on Children from Visible and Audible Minorities*. Bericht für die Kanadische Regierung, Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung. Wien.

Wintersberger, Helmut (1993), "Sind Kinder eine Minderheitsgruppe? Diskriminierung von Kindern gegenüber Erwachsenen" in Expertenbericht zum UN-Übereinkommen über die Rechte des Kindes, hrsg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. Wien, S. 35-52.

Wirth, Louis (1945) "The Problem of Minority Groups", in: *The Science of Man in the World of Crisis*, hrsg. von Ralph Linton. New York, Columbia University Press.

Childhood as a Social Phenomenon - A Series of National Reports (1990-1992), EUROSOCIAL Report Series. Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung. Wien.

Dr. Helmut Wintersberger ist Leiter des Programms Kindheit am Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik

für ethnische Minderheiten, in die Gesellschaft integriert zu werden ohne assimiliert zu werden.

■ Bei der gegenwärtigen Dynamik des technischen Fortschritts haben wir es

sammengenommen könnten dazu beitragen, daß Kinder im allgemeinen und Kinder aus Minderheiten im besonderen der gegenwärtigen Marginalisierung entkommen und sie Hoffnungsträger

FUNKTIONSWANDEL VON MINDERHEITENJUGENDLICHEN

von Helga Matuschek

Bandenbildungen und Arbeitslosigkeit dieser Jugendlichen weisen auf Integrationsmängel hin, die einen Handlungsbedarf signalisieren. Durch ihre Verbindungen zu und ihr Wirken in (nicht-) ethnischen Organisationen haben sie eine politische Funktion übernommen, auf Diskriminierungen, Verschlechterung der sozioökonomischen Lage der ethnischen Minderheit hinzu-

Jugendliche, deren Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei stammen, sind eine Teilgruppe dieser ethnischen Minderheit und auch der österreichischen Gesellschaft.

Sie befinden sich in einer Position zwischen Herkunftsfamilie und Aufnahmegesellschaft, die nicht nur Identitäts- und Loyalitätskonflikte verursacht, sondern ihnen auch neue Möglichkeiten der persönlichen und sozialen Entwicklung eröffnet. Durch die Migration mit ihrer Familienfragmentierung haben sich die Rollen- und Autoritätsstrukturen zwischen den Geschlechtern, Eltern und Kindern gewandelt. Eine Jugendphase hat sich entwickelt oder ausgeweitet mit neuen Anforderungen an die Betroffenen. Die Jugendlichen müssen neue Leistungen für die Familie übernehmen und neue gesellschaftliche Erwartungen erfüllen.

Die stärkere Partizipation der Jugendlichen an der österreichischen Gesellschaft über Schule, Peers, Medien hat sie einem stärkeren Assimilationsdruck ausgesetzt. In diesem Prozeß haben sie Handlungsmöglichkeiten und -orientierungen, Mehr- oder Deutschsprachigkeit erworben, die zur Neuorganisation inner- und außerfamiliärer Aufgabenverteilungen beitrugen. Der Einfluß der Familie auf die Jugendlichen wurde zurückgedrängt, der Familienalltag wurde neu strukturiert und die Jugendlichen erhielten mehr Entscheidungsmacht über ihr Leben.

Ihre erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten werden für die familiäre Stabilität und Integration in die österreichische Gesellschaft eingesetzt. Dazu gehören Erle-

digung von Behördenwegen, Übersetzungen zwischen Familienmitgliedern und Organisationen, Weitergabe von Informationen, Versorgung des Haushalts und der Geschwister, Lernhilfen etc.

Innerhalb der Familie entstanden durch diese ungleiche Entwicklung der Generationen und Mitglieder jedoch auch Orientierungs- und Kommunikationsprobleme, die zahlreiche Konflikte verursachten. Die den Jugendlichen zugeschriebenen Funktionen, die an den Erfordernissen der Herkunftsgesellschaft orientiert waren, konnten sie nicht oder nur mehr teilweise erfüllen. Ihre Leistungsfähigkeit zur Weiterführung und Bewahrung der familialen und gesellschaftlichen Kontinuität, zur Tradierung der Kultur, aber auch zur Integration in die Herkunftsgesellschaft wurde durch die Migration und gesellschaftliche Eingliederung in Österreich gebrochen und verändert. Die politischen Rahmenbedingungen verstärkten noch diesen Prozeß.

Diesem Funktionsverlust für die Herkunftsgesellschaft steht auch eine teilweise Funktionsabwehr durch die österreichische Gesellschaft gegenüber. Sie ist vor allem an zeitlich disponiblen Arbeitskräften und weniger an anderen Leistungen interessiert. Die Bereitschaft der Jugendlichen, sich für diese "neue" Gesellschaft zu engagieren und sie aktiv mitzugestalten, wird durch rechtliche Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten, aber auch durch geringe Wertschätzung ihrer kulturellen und sozialen Herkunft behindert. Aus dieser Diskrepanz haben die Jugendlichen verschiedene

Verarbeitungs- und Bewältigungsformen entwickelt, die reaktive und passive, produktive und offensive Strategien einschließen und Einfluß auf ihre persönliche und soziale Identität haben. Sie haben für sich neue Funktionen entwickelt, die ihre Wünsche und Bedürfnisse nach Zugehörigkeit ausdrücken, aber auch einen Brückenschlag zwischen Familie, ethnischer Minderheit, Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft herbeiführen. Sie leisten damit einen Beitrag zur Stabilisierung und Integration dieser Bereiche. In der Rolle als aktive Minderheitenangehörige haben die Jugendlichen die Funktion der Meinungsbildung übernommen. Diese kann auf die Aufnahmegesellschaft, aber auch auf die Familie, die ethnische Minderheit und auf die Herkunftsgesellschaft gerichtet sein.

Sie treten als Bewahrer der Tradition durch Gründung von Spiel- und Kindergartengruppen, aber auch als Gestalter von pluralen Lebensformen auf, die selektiv ethnische Inhalte in Folklore, Tanz, Musik, Sport etc. einsetzen, um kollektiven Interessen der Minderheit oder Teilen der Mehrheitsbevölkerung entgegenzukommen.

Durch Kommerzialisierung von Teilen ihrer Jugendkultur demonstrieren sie die Möglichkeit, gesellschaftliche Integrations- und Mobilitätsgrenzen überwinden zu können und wecken Optimismus und Loyalität.

Sie übernehmen verstärkt die Verantwortung für die ältere Generation, die aus dem Arbeitsmarkt freigesetzt und gering existentiell abgesichert ist, und reduzieren familiäre und gesellschaftliche Konflikte.



weisen und politische Maßnahmen zu veranlassen. ■

Dr. Helga Matuschek ist Soziologin an der Universität Wien

"... DASS DIESE KULTUR LEBT UND ECHO HEISST"

Ein Gespräch mit drei RedakteurInnen von ECHO, der "ersten und einzigen Zeitschrift von ausländischen Jugendlichen"

STIMME: Wie wurde Idee zu ECHO geboren?

YILMAZ: Am Anfang war eigentlich die Überlegung, daß Jugendliche eine Plattform haben, eine Lobby aufbauen können, daß die ausländischen Jugendlichen, die praktisch "auf der Straße sind", die Möglichkeit haben sollen, von der Gewalt wegzukommen und

tronischen Medien? – Wenn ich z.B. an die Möglichkeiten der Computertechnologie denke oder an die Videoclips, die unter den Jugendlichen so beliebt sind...

YILMAZ: Einen Videoclip können nur bestimmte Leute machen, die das Talent dazu haben. Aber lesen und schreiben kann jeder Jugendliche. Und seine Meinung schreiben kann auch jeder. Papier und Bleistift sind das billigste. Wenn die ausländischen Jugendlichen Geld und mehr Räumlichkeiten hätten, würden wir gar keine Jugendzeitschrift machen, dann wäre es gar nicht nötig. Sie wären nicht auf der Straße, sie hätten keine Probleme. Außerdem interessiert sich nicht jeder Jugendliche für Computer, wie man oft glaubt.

mit Schreiben und Berichten ihre Meinung sagen – damit sie stark werden. Nicht wie früher, daß sie sich gegenseitig in die Schnauze hauen oder einer zu einem Skinhead hingeht und sagt: "Ich geb' dir eine", sondern daß es eher auf liberale Weise geschieht: Wir wollen unsere Meinung in einer Zeitschrift bekanntgeben. Wir wollen sagen, was wir denken.

KIŞLAL: Bis jetzt haben sich immer Sozialarbeiter oder an sich uninteressierte Leute mit der Jugend beschäftigt und darüber gesprochen. Jetzt müssen die Jugendlichen selbst einmal sagen, was sie eigentlich wollen.

Warum gerade eine Zeitschrift im Zeitalter der elek-

tronischen Medien? – Wenn ich z.B. an die Möglichkeiten der Computertechnologie denke oder an die Videoclips, die unter den Jugendlichen so beliebt sind...

KIŞLAL: Es ist noch ein Lernprozeß. Wir lernen, wie man einen Artikel schreibt. Am Anfang hat jeder etwas geschrieben, was ihm einfällt oder gefällt. Aber jetzt lernen wir, Interviews zu machen, z.B. über Aids oder Drogen. Wir gehen hin, sammeln alle Informationen, diskutieren und schreiben dann darüber.



YILMAZ: Jede zweite Woche haben wir eine Redaktions-sitzung, und die Kerngruppe trifft sich ab und zu. Diese Kerngruppe besteht aus sechs bis sieben Leuten. Jetzt sind wir schon mehr geworden.

Bis auf ein paar "Ausnahmen" sind es also Jugendliche, die zusammentreffen und die Zeitschrift machen?

YILMAZ: Ja, es sind zum großen Teil Jugendliche. Eher ausländische, aber auch österreichische Jugendliche haben angefangen, sich zu interessieren.

Was versteht ihr unter dem Begriff Jugend?

YILMAZ: Ich finde, Jugend ist Kraft. Mein Vater z.B. ist

50 Jahre alt. Und er hat Power in sich. Er will in Diskotheken gehen. Das ist jugendlich, das ist Power, das ist Kraft. Und das steckt in uns.

TÜRKER: Ich finde, jeder kennt die Jugend. Es ist schon egal, ob man 16 oder 17 ist, wenn man sich jung fühlt, dann ist man einfach jung. Es kommt eigentlich nicht aufs Alter an. Manche Leute wollen das einfach nicht verstehen. Die haben die Sachen genauso einmal gemacht – okay, sie haben

vielleicht früher nicht die Möglichkeiten gehabt; die wollen dann, daß die anderen Jugendlichen auch nicht die Möglichkeiten kriegen. Das ist leider das Problem heute.

Wie ist das für dich, Aslı?

KIŞLAL: Ja, ich fühle mich noch immer jung. Ich bewege mich halt wie eine Jugendliche, fühle mich frei wie eine Jugendliche, stimmt's nicht? Ich will doch auch so bleiben. So lang wie möglich werde ich mit Jugendlichen arbeiten und so bleiben.

YILMAZ: Es heißt, die Jugendlichen von heute sind die Großen von morgen. Ich verstehe aber nicht, wieso man den Jugendlichen nicht

► die Möglichkeit gibt, daß sie die noch Größeren von morgen sind. Wieso muß ein Jugendlicher unter Zwang und in finanzieller Not leben, immer irgendwo ummadurrennen auf der Straße? Diskotheken sind zu teuer. Alles ist zu teuer, wo er hingehen kann. Wieso will man die Jugendlichen nicht zu den Überdrüber-Größeren von morgen machen? Wenn man es macht, dann hat man ja vorgesorgt. Dann braucht man sich über die nächsten Jugendlichen gar keine Sorgen mehr zu machen. Wenn das eine Generation macht, dann versteht es die nächste Generation und denkt sich: "Die haben uns die Möglichkeit dazu

me; sie haben andere Probleme und deswegen wissen sie mehr, deswegen können sie auch eine andere Art von Zeitschrift machen.

TÜRKER: Es geht nicht nur um die Familie, auch auf der Straße hat man Probleme, Ausländerhaß, Rechtsradikalismus usw. Es sind halt einfache Dinge, die wir erleben, und es ist die Realität, die wir schreiben. Wir schreiben meistens die Sachen, die wir selber erlebt haben und die wir noch immer erleben.

An wen wie geht die Zeitschrift? Wie ist die Reaktion der Leser und Leserinnen?



gegeben. Ich bin jetzt Politiker und kann dadurch anderen Jugendlichen helfen." Man braucht's nur einmal zu machen, dann geht es weiter.

Zurück zum ECHO: Abgesehen davon, daß sie von Jugendlichen selbst gemacht wird, heißt sie auch Zeitschrift von ausländischen Jugendliche.

KIŞLAL: Wenn man sich die anderen Jugendzeitschriften anschaut – sie sind irgendwie Boulevardzeitschriften. Ich sehe die türkischen Jugendlichen zweiter Generation ganz anders als die österreichischen Jugendlichen. Sie erleben mehr, sie haben sowieso einen Familien-druck, einen gesellschaftlichen Druck, Sprachproble-

YILMAZ: Die Zeitschrift geht an jeden, der sich für ausländische Jugendliche interessiert oder der ausländischer Jugendlicher ist. Auch an Organisationen wie SOS-Mitmensch, TÜ-Theater, Integrationsfonds ... Jung oder alt, das ist egal. Wichtig ist uns, daß ausländische Jugendliche die Zeitschrift lesen und zu uns kommen, um zu schreiben. Und das ist uns bis jetzt schon gelungen.

TÜRKER: Die meisten sind eigentlich sehr zufrieden mit unserer Zeitschrift.

Was hat die bisherige Arbeit für euch persönlich bewirkt?

TÜRKER: Es ist nicht leicht, wenn man immer über irgend-

etwas schreiben muß. Man muß sich weiterbilden bei dem Thema. Man muß so viel Material wie möglich haben, damit man es zusammenfassen kann. Und das geht mehr oder weniger in die Freizeit. Und da wir in die Schule gehen, arbeiten müssen, ist es schon manchmal schwer. Ich erlange mehr Wissen – und ich habe viel Spaß dabei. Das wichtigste überhaupt ist, daß man mit Leuten zusammenkommt, die man sonst nie sieht, z.B. mit den Politikern.

KIŞLAL: Als ich 17 Jahre alt war, habe ich bei den Zeitschriften in der Türkei angefangen und habe viele Erfahrungen gemacht. Jetzt ist es für mich eben nicht nur Zeitschrift, wir bauen hier eine Kultur auf.

Wie würdest du diese Kultur beschreiben?

KIŞLAL: Diese Jugendkultur gehört überall oder nirgendwo hin. Sie hat viele Seiten – türkische, österreichische, deutsche, amerikanische, Pseudoseiten, Realitäten, alles. Da vermischen sie sich. Und jetzt haben sie irgendeine Anerkennung, daß diese Kultur lebt und ECHO heißt.

Könnt ihr euch vorstellen, den Journalismus als Beruf auszuüben?

YILMAZ: Es ist zwar Streß, aber als Journalist, als wirklich guter Journalist – ich meine den politischen Journalismus – würde es mir Spaß machen. Ich kann mir die Zeit einteilen, ich kann die Leute engagieren, ich kann mich selbst engagieren, ich kann nein sagen.

TÜRKER: Eigentlich würde jeder von uns gern einmal als Journalist arbeiten.

Was sagt euch der Begriff Minderheit?

YILMAZ: Minderheit ist eine Gruppe, die eine Kultur hat und sie der anderen, größeren, also der Mehrheit, nahelegen und sich nicht assimilieren will. Die Minderheiten haben Angst, das Andere in der anderen Kultur anzunehmen. Unsere Eltern auch. Sie haben Angst, daß wir die Kultur von den Österreichern annehmen. Die Minderheit ist irgendwie unterdrückt, macht die dreckigen Jobs. Welcher Türke arbeitet als Manager? Es sind alles Hilfsarbeiter. Eine Minderheit ist unterdrückt, kann nichts sagen, hat nichts zum Reden, darf nicht wählen, kann ihre Meinung in der Öffentlichkeit einfach nicht

"ECHO, Erste und einzige Zeitschrift von ausländischen Jugendlichen" erscheint zweimonatlich. Neben Drogen, Jugendbanden, Graffiti, Style, HipHop, Schule befaßt sich das jugendliche Redaktionsteam mit den spezifischen Problemen, die die sog. zweite Generation betreffen. Die Zeitschrift kann unter der Adresse: **ECHO c/o Amerlinghaus, Stiftgasse 8, 1070 Wien**, gegen eine Spende von öS 15,- oder durch ein Förderungsabo erworben werden.

kundgeben.

Würdest du dich als Angehöriger einer Minderheit bezeichnen?

YILMAZ: Naja, ich bin in Österreich aufgewachsen. Aber doch.

TÜRKER: Also, vom Charakter her bin ich überall Minderheit. ■

Fatma Türker, geb. 1977 in der Türkei, seit 1981 in Österreich; Friseurinlehre
Fuat Yilmaz, geb. 1975 in Wien; Gymnasiast
Aslı Kışlal, geb. 1970 in der Türkei; Soziologiestudentin, Schauspielerin

Gespräch: **Hakan Gürses**

EIN TAG WIE DIE ANDEREN

von Ingrid Hemetek

Verschwitz wacht sie durch das Läuten ihres Weckers auf. Es ist halb acht. Was für ein Tag ist heute? Sie überlegt kurz, ach ja, es ist Dienstag. Hat sie nicht ausgemacht, sich heute mit einer Freundin zu treffen, anstatt in die Schule zu gehen? Aber erst um zehn. Na ja, sie muß sowieso noch irgendwie Geld auftreiben. Für ihre Mutter muß sie sich auch noch eine Ausrede einfallen lassen, um am Nachmittag nicht nach Hause kommen zu müssen. Sie könnte ihr ja sagen, daß sie mit der Schule in

oder "G'sindl" fallen. Aber das ist sie gewöhnt, sie kümmert sich nicht weiter darum. Wenn sie nicht allein wäre, würde sie wahrscheinlich zurückreden.



Halb zehn, eine Weile muß sie noch warten. Zu Mittag wird sie ihre Mutter anrufen und fragen, ob sie bei Sabine schlafen darf, schließlich haben sie sich ja schon so lange nicht gesehen. Hoffentlich hat Sabine wenigstens Geld, damit sie sich was "aufstellen" können. Aber Sabine hat immer Geld, da sie ihrer Mutter

sagt, sie gehe einkaufen. In Wirklichkeit kauft sie sich Drogen und borgt sich Kleidung von ihren Freundinnen aus, um ihrer Mutter etwas zeigen zu können. Na endlich, da kommt sie ja. Sie begrüßen sich überschwenglich. Sabine bedauert, kein Geld zu haben. Sie müssen also weiter betteln. Sie erzählt Sabine von ihrem neuen Freund, der sie aus der Drogenszene rausholen will. Allerdings hat sie ihn auch schon überredet, einmal Reupel¹ zu nehmen, und er war auch nicht allzu abgeneigt. Schließlich fühlt sie sich in Gesellschaft von Leuten, die dasselbe (beschissene) Leben führen und dieselben Dinge tun wie sie, einfach wohler. Keiner von diesen Leuten kann ihr etwas vorwerfen oder eine Moralpredigt halten.

Die Freundinnen reden dann auch über bestimmte gemeinsame Freunde (aus der Drogenszene). Vor allem über ein Mädchen, das den Entzug geschafft hat. Sie beneiden sie auf eine gewisse Weise. Aber schließlich meinen beide, daß sie ja sowieso jederzeit aufhören könnten, Drogen zu nehmen. Sie wollen nur einfach nicht. Schließlich fahren sie zur U-Bahnstation Westbahnhof, weil man dort, Sabines Meinung nach, gut "schnorren" kann. Es stimmt, nach einer halben Stunde haben sie 300 Schilling. Doch dann werden sie von einem Polizisten verjagt. Zufällig treffen sie einen Freund von Sabine, der meint, er könnte ihnen etwas besorgen, wenn sie zwischen ein und zwei Uhr zur U-Bahnstation Gumpendorferstraße kämen. Nach kurzem Überlegen – schließlich läßt man eine günstige Gelegenheit nicht sausen – verabreden sie sich mit René, dem Freund von Sabine.

Inzwischen ist es halb zwölf. Die Freundinnen beschließen, zu ihr zu gehen, um etwas zu essen. Außerdem hat sie ja ihre Mutter immer noch nicht angerufen. Als sie in der Wohnung ankommen, finden sie diese zum Glück leer vor. Sie kann ihre Mutter aber erst um ein Uhr anrufen, damit diese nicht mißtrauisch wird. Sie essen, um Punkt eins ruft sie ihre Mutter an. Diese meint, daß sie ruhig bei Sabine schlafen könne, denn sie müsse heute sowieso auf ein Klassentreffen und möchte

nicht, daß ihr Schätzchen alleine in der Wohnung bleibt. Nach dem Telefonat machen sich die beiden Mädchen auf den Weg zur U-Bahnstation Gumpendorferstraße. Doch René ist noch nicht da. Also fahren sie noch kurz zum Karlsplatz, um sich neue Spritzen vom Streetworkerbus zu holen. Als sie dann wieder an ihrem Treffpunkt angekommen sind, entdecken sie ein paar bekannte Gesichter aus der Szene. Es wird gefragt, wie es denn so gehe, ohne wirklich Interesse an

den anderen zu zeigen. Schließlich taucht René auf. Doch der Typ, von dem er das Zeug bekommen soll, ist noch nicht da. Schön langsam werden sowohl sie als auch Sabine nervös.

Schließlich haben sie heute noch nicht einmal "Zeugl"² gesehen und lange halten sie das nicht mehr aus. Sie haben keinen Stammdealer mehr, seit dieser von der Polizei ge-

schnappt wurde. So müssen sie sich an Tips von Freunden halten, um wieder einen zu finden.

Nachdem sie zirka eine Stunde gewartet haben, kommt der Typ, von dem René gesprochen hat. Aber anscheinend war René nicht der einzige, der auf ihn gewartet hat. Die Freundinnen geben René das Geld, behalten ihn aber ständig im Auge, da sie keinem, aber schon gar keinem, aus der Szene vertrauen. Schließlich haben ja auch schon "Freunde" Wohnungen ausgeraubt. Vertrauen kann man keinem mehr, weil alle nur erzählen,

was man von ihnen hören will und weil man in der Szene wirklich gut lügen lernt. Nach ein paar Minuten kommt René wieder. Er hat das Zeug. Sie wollen sich aber den Schuß nicht auf der Gumpendorferstraße setzen. Sie überlegen kurz und entschließen sich, zur Längelfeldgasse zu fahren. Unterwegs kaufen sie sich noch eine Dose Eistee, weil der am billigsten ist und sie eine Dose zum Aufkochen brauchen. Sie bittet René, ihr den Schuß zu setzen, weil sie schon einen total blauge- stochenen linken Arm hat und

nicht mit der linken Hand "drücken" kann.

Er willigt ein, sie krem-pelt sich die Ärmel hoch und bindet sich den Arm mit ihrer Halskette ab. Als sich die Nadel durch die Haut

bohrt, zuckt sie schon gar nicht mehr zusammen, da sie es schon gewohnt ist. Sie kann sich gar nicht mehr vorstellen, daß sie als kleines Kind einmal Angst vor Spritzen hatte. Sie spürt richtig, wie die Droge durch ihren Körper schießt, und sie spürt auch, daß es zuviel war. René hat es gut mit ihr gemeint, aber sie hält einfach nicht so viel aus. Sie denkt an nichts mehr außer an sich und hört die Fragen der beiden



Freunde nicht mehr, die sich auch schon ihren Anteil rein- geknallt haben. Als die beiden anderen sie in sich zusammensacken sehen, geraten sie in Panik. Sie fürchten, daß sie "blau rennt"³. Sie stellen sie auf die Beine und gehen zusammen in Richtung U-Bahn. Sie kann zwar alleine gehen, aber lange nicht so schnell wie die beiden anderen. Die wollen so schnell wie möglich weg von diesem Ort, da sie Angst haben, daß jemand sie gesehen hat. Ihr ist das alles egal; ihr ist nur wichtig, daß die Freundin, die den Entzug geschafft hat, nichts davon erfährt, da sie dieser versprochen hat, nichts mehr zu nehmen. Als sie in der U-Bahn sind, lassen die beiden sie nicht hinsetzen und achten darauf, daß sie in Bewegung bleibt. Sie steigen beim Karlsplatz

aus. Dort kauft sie sich etwas zu trinken. Sie hat überhaupt kein Zeitgefühl mehr. Sie wundert sich nur, daß es schon dunkel ist. Sie geht mit der Dose in der Hand zu Sabine, die sich gerade ein paar "Reupel" für den nächsten Tag kauft, von dem Geld, das ihr René schuldet. Schließlich verlassen sie fluchtartig den Karlsplatz, da die Polizei gerade zu einer Razzia ausrückt. Sie fahren zu Sabine. In der U-Bahn wird ihr auf einmal wahnsinnig schlecht. Als sie bei der Station, in deren Nähe Sabine wohnt, aussteigen, kann sie sich nicht mehr zurückhalten und übergibt sich. Die Leute schauen sie verständnislos und verärgert an. Nachdem sie sich wieder gefangen hat, fühlt sie sich auch nicht mehr so benommen. Die kalte Luft auf dem Weg zu Sabines Wohnung tut ihr gut. Sabine bittet sie auf dem Weg inständig, sich vor ihrer Mutter zusammenzureißen. Doch als sie bei Sabine ankommen, sitzt deren Mutter vor dem Fernseher. Beide begrüßen sie schnell und gehen dann ins Zimmer von Sabine. Sie reden noch kurz und schlafen ein. Bevor sie einschläft, überlegt sie noch, wie sie morgen an Geld herankommen soll.

Aber morgen ist noch weit weg ...

■

¹ Rohypnol

² Heroin

³ Aufgrund einer Überdosis läuft das Gesicht blau an. Dieser Zustand kann zur Ohnmacht und sogar zum Tod führen.

Ingrid Hemetek (16) ist AHS-Schülerin in Wien

VERLIEBTE JUNGS

ODER: ALLER ANFANG IST SCHWER! VERSUCH EINER ANNÄHERUNG

von Hikmet
Kayahan

Man/frau sieht sie nicht; man/frau hört sie nicht; man/frau riecht sie nicht. Und doch gibt es sie! In der Schule; oder in der U-Bahn, im Supermarkt; vor Filmbeginn an der Kinokasse, gleich hinter einem ...

Sie: natürlich keine Zecken. Sondern Lesben und Schwule. Nicht solche, die schon viele Bücher gelesen, viel über sich und ihre Probleme geredet, auf vielen Seminaren und bei vielen Vorträgen gewesen sind; nicht solche, die auf die Frage "Sind Sie verheiratet?" oder "Hast du eine Freundin?" selbstbewußt mit "Ich bin lesbisch!" oder "Ich lebe mit einem Mann!" antworten.

Sie: Jugendliche. Junge Erwachsene. Menschen, die gerade anfangen zu entdecken: das Leben, die Welt; sich selbst, ihre Sexualität. Und plötzlich die Erkenntnis, als Bursche: daß man nicht in die Lehrerin, sondern in den Lehrer, nicht in die Mitschülerin, sondern in den Mitschüler, nicht in die Schwester eines Freundes, sondern in den Bruder einer Freundin verliebt ist. Als Mädchen: daß frau sehr viel mehr für die beste Freundin empfindet als Freundschaft, nämlich Liebe, Verlangen. Der Weg von dieser Erkenntnis zum Bekenntnis "Ich bin schwul!" oder "Ich bin lesbisch!", sich selbst oder der Umwelt gegenüber, ist lang und oft schmerzlich.

In der Kindheit und Jugend sammeln wir Erfahrungen, die uns auf unser Erwachsenendasein vorbereiten und uns unser ganzes Leben lang begleiten. Die Familie, die Freunde und (zu-

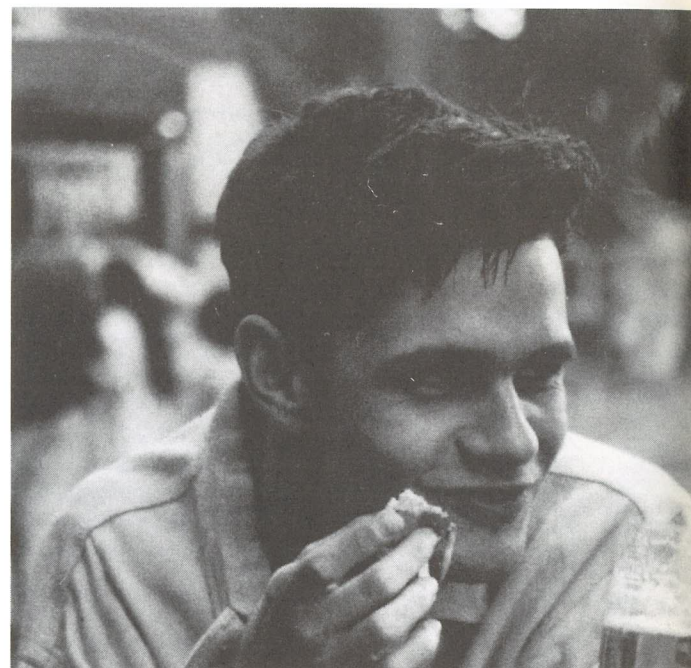
mindest in der Theorie) die Schule stehen uns mit Rat und Tat zur Seite. Eine/ein Jugendliche/r, die/der, meistens schon sehr früh, vielleicht schon mit 12 oder 13, vielleicht auch schon früher, merkt, daß sie/er nicht ganz "normal" ist, findet sich plötzlich in einem Vakuum, nur sie/er selbst und all die Fragen, auf die es (noch) keine Antworten gibt. Bei den Freunden kann man/frau sich über die Eltern aufregen; mit der besten Freundin kann das Mädchen über den ersten Schwarm, der Bursche mit seinen Freunden über erste sexuelle Erfahrungen sprechen; die Eltern können Verständnis zeigen für schulische Probleme; bei Schulstreß kann der/die Schulpsychologe/in, bei sozialen Problemen vielleicht der/die BeraterIn am Jugendamt aufgesucht werden. Mit wem aber spricht ein Bursche, der sich in seinen Mitschüler verliebt, über seine Gefühle? Für den Jugendlichen (nennen wir ihn einfachheitshalber Hans, 16) beginnt ein Versteckspiel: Zum einen muß er mit sich selbst ins reine kommen, zum anderen dürfen die anderen, die Familie, die Freunde, die Nachbarn usw., nichts mitbekommen. Er beobachtet, wie in der Klasse die ersten "Willst du mit mir gehen?", auf der Schulfete die ersten Küsse ausgetauscht werden. Der natürliche Entwicklungs-

prozeß nimmt seinen Lauf. Hans aber ist von diesem Prozeß ausgeschlossen. Er lernt in diesem wichtigen Alter nicht, wie man Beziehungen beginnt, sie führt. Vielleicht wird er später, wenn er erwachsen ist, darunter leiden, erkennen, daß ihm die Möglichkeit, viele schöne Erfahrungen zu machen, genommen wurde: von der Angst, ausgeschlossen zu werden, abnorm zu sein.

Vielleicht lernt Hans einen anderen Schwulen kennen. Vielleicht lieben sie sich. Nun muß Hans etwas tun, was fast genau so schlimm ist, wie schwul zu sein: Er muß lügen, muß ein Doppelleben

Das nette Mädchen von nebenan? Der Cousin, der schon wieder eine neue Freundin hat? Die ach so nette Freundin des Bruders.

Hans hat es nicht leicht. In seiner Isolation weiß er, daß es auch andere gibt. Andere, die so fühlen wie er, die die gleichen Wünsche und Hoffnungen haben. Er sehnt sich nach Menschen, die ihn verstehen, für die er normal ist, mit denen er über all das, was ihn beschäftigt, reden kann, die ihm vielleicht Antworten geben können: Bin ich jetzt wirklich schwul? Geht das vorbei? Bin ich pervers? Krank? Wie soll ich es meinen Eltern erzählen?



führen. Vielleicht sein ganzes Leben lang. Wenn er verständnisvolle Eltern hat, traut er sich vielleicht, es ihnen zu sagen; ja, vielleicht schreit der Vater nicht: "Was haben wir nur falsch gemacht?" Wenn er es doch tut, beginnt der alltägliche Horror; er wird kontrolliert, ausgefragt; vielleicht versuchen seine Eltern, ihn zu heilen: eine Therapie?

Wem kann ich es erzählen? Was ist mit AIDS? Wo kann ich andere Schwule kennenlernen? Einen Freund finden?

Ich habe mich für Hans auf die Suche nach einem Ort für junge Burschen und Mädchen, an denen sie vielleicht Antworten auf ihre Fragen finden können, gemacht und bin auf zwei Adressen gestoßen: die Rosa Lila ►

► **Villa**, Wiens Lesben- und Schwulenhause, und die **HOSI (Homosexuelle Initiative)** Wien. Beide Initiativen bieten telefonische und persönliche Beratung an. Für mich ist es nicht sehr schwer, Kontakt aufzunehmen. Aber Hans wird es nicht so leicht fallen. Die Inserate im Falter könnte er bemerken. Wenn er den Falter liest, wenn er in Wien lebt! Was aber, wenn er in einem kleinen Dorf in Vorarlberg lebt? Er könnte Adressen im kostenlosen Szenemagazin **XTRA!** finden. Aber **XTRA!** liegt in Wiener Szenelokalen auf, und die kennt Hans noch nicht. Er kann natürlich das Telefonbuch aufschlagen: Dort wird er auf die HOSI stoßen. Und wenn er all seinen Mut zusammennimmt, wird er anrufen. "Oft gehen die Jugendlichen mehr-

wohl fühlten und lieber unter Gleichaltrigen waren, eine Jugendgruppe (**Schwung – Jung und Schwul**) für Schwule bis 25 ins Leben gerufen ... Allerdings gibt es noch Startprobleme, noch bleiben die Jugendlichen aus.

"Jugendliche", erzählt er aus seiner Beratungstätigkeit, "rufen an oder kommen vorbei, um sich hauptsächlich Informationsmaterial, Adressen zu besorgen. Was auch oft vorkommt, ist, daß die jungen Burschen eine Starthilfe brauchen, jemanden, der sie an der Hand nimmt und in die Szene einführt. Dann verschwinden sie oft, kommen sehr lang oder überhaupt nicht mehr wieder." Warum ist das so? Ist das einzige Problem, in die Szene eingeführt zu werden? Es ist keine leichte Auf-

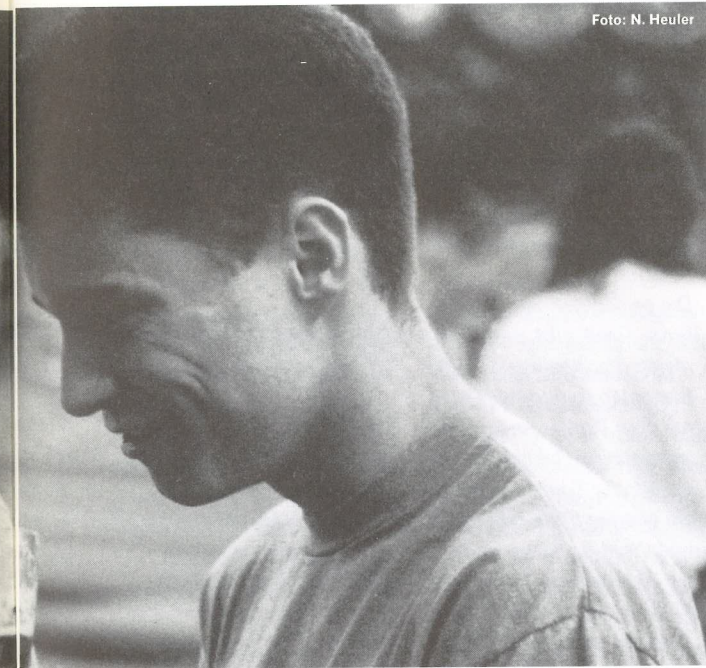


Foto: N. Heuler

mals am Haus vorbei, bevor sie sich reintrauen", bemerkt Harald, ehrenamtlicher Berater in der Rosa Lila Villa, an dem unübersehbar der Schriftzug "Schwulen- und Lesbenhaus" angebracht ist. Harald hat vor kurzem aus der Beobachtung, daß sich junge Burschen in der schon seit 1991 bestehenden Männergruppe nicht recht

gabe, das Vertrauen von Jugendlichen zu gewinnen. "Schwung" wird wohl noch viel Zeit und Energie brauchen, um eine motivierende Struktur aufzubauen.

Anders schaut es in der HOSI aus: Dort gibt es schon seit fast 10 Jahren eine schwule Jugendgruppe. Peter, 23, leitet sie seit drei Jahren. "Wie ich mit 19 in die Ju-

gendgruppe kam", sagt er, "war ich einer der Jüngsten. Heute sind sie schon 15, 16. Die Gruppe wird zunehmend jünger."

In der Gruppe können sich die Burschen mit Gleichaltrigen austauschen, sich einen schwulen Freundeskreis aufbauen. Für viele wird dieser Freundeskreis zum Ansprechpartner, mit dem dort gewonnenen Freunden sucht man nach Antworten und Lösungen. Peter beklagt, daß die Gruppe immer unpolitisch wird, "sich eher zu einer Tratschrunde entwickelt hat. Es wird immer schwieriger, die Burschen zu motivieren, früher haben wir viel mehr Veranstaltungen gehabt, das Interesse für schwule Problematik war größer. Aber das ist eine Entwicklung, die sich nicht nur unter den Jugendlichen, sondern in der gesamten Szene abzeichnet." Aber die Arbeit geht weiter, diverse Jugendgruppen werden besucht, Informationsabende abgehalten.

"Das größte Problem sind die Eltern und die Konfrontation mit dem heterosexuellen Umfeld", resümiert Peter. Und wie werden diese Probleme gelöst? "Manche leben ihr ganzes Leben lang versteckt, im verborgenen mit ihren bürgerlichen Normen und belügen permanent sich selbst und ihre Umwelt. Das Gescheiteste wäre, wenn sich alle Lesben und Schwule outen würden, von einem Tag auf den anderen. Es würde eine derartige Masse plötzlich sichtbar werden; das wäre ein Zeichen, daß sehr viel bewirkt würde. Alle müßten sich mit der Problematik auseinandersetzen." Dein Wunsch in Gottes Ohren ...

Das Gefühl, daß wirklich Jugendarbeit gemacht wird, nicht nur reine Informationsweitergabe betrieben oder eine Tratschrunde angeboten wird, habe ich in der **Coming**

Out-Gruppe für Lesben in der Rosa Lila Villa, wo ich von den (sehr jungen) Frauen erstaunlich offen empfangen werde.

Die Gruppe strahlt Sicherheit und Geborgenheit aus, ich kann mir sehr gut vorstellen, daß frau sich hier wohl fühlt. Die Offenheit und Ehrlichkeit bestätigt mir diesen Eindruck. Sie erzählen von ihren kleinen und großen Sorgen, von dem, was sie zusammenführt. Die Gruppe bietet Möglichkeit zum Austausch, Kommunikation mit Frauen, die in ähnlichen Situationen leben, ähnliche Probleme meistern müssen. Die Frauen machen sich wirklich Gedanken, sie beschäftigen sich mit der Problematik. Politisches Bewußtsein schwebt im Raum. Die 1991 gegründete Gruppe bietet aber nicht nur Raum für Erfahrungsaustausch, sondern auch Gelegenheit zum Diskutieren über aktuelle und politische Fragen. So findet z.B. im März ein Diskussionsabend zum Thema "**Rassismus**" oder im April ein "**Literaturabend**" statt. Die **Coming Out-Gruppe für Lesben** bietet ein durchdachtes und gut organisiertes Programm (das aktuelle bietet Veranstaltungen von Februar bis Ende Juni 1994) für jugendliche Lesben an; das einzige, auf das ich in Wien stieß. Die Frauen sind den Männern wieder um eine Nasenlänge voraus ...

PS: Ich danke den Frauen der **Coming Out-Gruppe für Lesben** und **Harald Schilcher**, **Schwung**, für ihre Bereitschaft zu einem Gespräch und für die Zeit, die sie mir zur Verfügung stellten. Ganz besonders möchte ich **Peter Stepanek**, **HOSI** Wien, für die vielen Anregungen, die nicht alle in diese Annäherung an die Problematik einfließen konnten, danken.

Hikmet Kayahan

GROLL IST NEUTRAL UND KAUF PISTAZIEN

von Erwin
Riess

Der Konsum-Markt in einem Gemeindebau an der Brünner Straße. Groll, ein Invalidenrentner aus Wien-Floridsdorf, parkt seinen Rollstuhl vor der Gemüseabteilung und lädt Erdäpfel, Karotten und eine Stange Porree in einen Korb, der auf seinen Schenkeln ruht. Mag. Tritt, der Universitätsdozent aus Wien-Hietzing, öffnet die Eingangstür.

TRITT, erkennt Groll: Da sind Sie ja! Ich war eben bei Ihnen!

GROLL: Ich bin nicht zu Hause, bin einkaufen. Für das Abendmenü.

TRITT: Ich muß mit Ihnen sprechen! Guten Tag, mein Freund! Schüttelt Groll die Hand. Was kochen Sie denn heute?

GROLL: Eine mesopotamische Zwischenstromlandsuppe. Sie besteht aus einer Vielzahl von Gemüsen, in die Suppe wird dann eine scharfe, dürre Wurst geschnitten. Am Ende wird das Ganze mit fünf Knoblauchzehen und einem Häubchen Sauerrahm abgerundet. Es handelt sich bei dieser Suppe um eine babylonische Delikatesse, das Rezept habe ich dem alten Testament entnommen.

TRITT: Ich glaube Ihnen aufs Wort. Wirft einen Blick in den Einkaufskorb. Da fehlt aber noch einiges!

GROLL: Ich koche die Kriegsvariante der Zwischenstromlandsuppe.

TRITT: Sie üben Pietät wegen des Golfkriegs?

GROLL: Nein, ich übe Enthaltsamkeit, weil das Gemüseangebot des Konsum mir keine andere Wahl läßt.

TRITT: Freund Groll, ich habe ein dringendes Anliegen!

GROLL: Sprechen Sie!

TRITT: Ich halte im Sommersemester eine Vorlesung über die Einstellung von Kindern und Jugendlichen zu Behinderten. Ich dachte, daß Sie mir bei der Vorbereitung helfen könnten.

GROLL: Wir werden später darüber reden. Begleiten Sie mich beim Einkauf?

Ein Mädchen, ungefähr neun Jahre alt, zupft Groll am Ärmel.

DAS MÄDCHEN: Da bin ich.

GROLL: Es wurde auch schon Zeit. Darf ich vorstellen: Magister Tritt, ein Hietzinger, Gwendolyn, meine Assistentin.

TRITT, verbeugt sich, Küß die Hand, Fräulein.

GWENDOLYN: Lieber nicht, ich habe meiner Schwester gerade zwanzig Dekagramm Schmalz aus den Ohren geholt. Wollen Sie sehen? Wühlt in ihrer Latzhose.

GROLL: Verehrter Herr Magister, wir – er deutet auf das Mädchen – haben etwas zu besprechen. Wenn Sie uns kurz entschuldigen würden. Zwinkert Tritt zu.

TRITT, nach einer kurzen Pause: Selbstverständlich! Ich muß ohnehin etwas besorgen. Bis gleich! Eilt davon.

GROLL, zum Mädchen: Als nächstes brauche ich Bier.

GWENDOLYN: Bier. Bitte sehr! Schiebt den Rollstuhl zu den Bierkisten.

GROLL: Ich will zwei Flaschen von ganz oben.

GWENDOLYN: Das ist gut, da komme ich nicht hin.

GROLL: Dann müssen wir eben wieder die Muhammad-Ali-Methode anwenden.

GWENDOLYN: Wunderbar!

GROLL: Du hast dir die Methode gemerkt?

GWENDOLYN, ernst: Freilich! Muhamali sagt, man muß die Brust schlagen, wenn man will, daß der Kopf fällt.

GROLL: Bravo! Laß uns anfangen.

Gwendolyn zieht Groll einige Schritte zurück, dann schiebt sie ihn mit aller Kraft vorwärts. Die Fußstützen des Rollstuhls krachen in den Kistenturm; der schwankt, fällt aber nicht um.

GWENDOLYN: Es geht nicht.

GROLL: Wir brauchen einen größeren Anlauf.

GWENDOLYN, während sie Groll in die Obstabteilung schiebt: Muhamali muß ein kluger Mann sein. Er fährt sicher auch mit einem Rollstuhl?

GROLL: Selbstverständlich. In der Obstabteilung angekommen, polstert Groll seine Füße mit Verpackungskarton. Die beiden nehmen Aufstellung, Groll gibt das Kommando, dann rasen sie auf die Bierkisten zu und kollidieren mit dem Turm – ein Schmerzensschrei gellt durch das Geschäft; der Turm schwankt, die oberste Kiste neigt sich und droht zu fallen. Im letzten Moment fängt jemand die Kiste ab, es ist Mag. Tritt, er stellt die Kiste vor Groll auf den Boden. Auf Tritts Stirn zeichnet sich eine feuerrote Beule ab.

TRITT zu Groll: Wie viele Flaschen?

GROLL: Zwei.

Tritt reicht zwei Flaschen Bier, Gwendolyn verstaut sie in dem Korb.

GWENDOLYN: Haben wir Ihnen wehgetan?

TRITT: Danke, es geht. Ich habe mich an einer Kiste ge-

stoßen, als auch das Mißgeschick passierte. Umkreist den Rollstuhl.

GROLL: Was suchen Sie?

TRITT: Ich sehe nach, was an dem Rollstuhl gebrochen ist. Vielleicht ist es die Achse.

GROLL: Nichts ist gebrochen, wir sind absichtlich an den Stoß gefahren.

Eine Frau mit einer fahrbaren Wiege und einem dicken Mädchen an der Hand will vorbei.

DIE FRAU: Entschuldigen Sie!

GROLL: Pardon, Frau Wondra. Fährt zurück.

Die Frau fährt Tritt mit der Wiege über die Füße.

TRITT: Verzeihung!

DIE FRAU: Unverschämtheit!

DAS DICKE MÄDCHEN, Groll anstarrend: Tante, was hat denn der Mann?

DIE FRAU, nuschelt: Der kann nicht gehen.

DAS DICKE MÄDCHEN: Was?

DIE FRAU, leise: Der Mann kann nicht gehen.

DAS DICKE MÄDCHEN: Warum kann der Mann nicht gehen?

DIE FRAU, schnell weitergehend: Ich weiß nicht.

DAS DICKE MÄDCHEN: Wolltest du nicht Bier kaufen, Tante?

DIE FRAU: Später, später. Komm jetzt! Zerrt das dicke Mädchen hinter sich her. Es reißt sich aber los und läuft zu Groll zurück.

DAS DICKE MÄDCHEN: Warum gehst du nicht mit den Füßen? Bist du müde?

DIE FRAU: Vanessa, komm sofort her! So was fragt man nicht! Entschuldigen Sie, Herr Groll! Meine Nichte ist vorlaut.

DAS DICKE MÄDCHEN: Warum fragt man so was nicht?

GROLL: Keine Ursache, Frau Wondra! Entnimmt seiner Brieftasche einen Zettel und reicht ihn dem dicken Mädchen.

GROLL: Da steht alles, was du wissen mußt.

DAS DICKE MÄDCHEN:

Du bist ja nur müde. Ich bin auch müde. Geht langsam zur Tante zurück.

TRITT: Was haben Sie ihr da gegeben?

GROLL: Einen Kommunikator. Wollen Sie sehen? Reicht Tritt einen Zettel.

TRITT: Geben Sie her! Liest laut. Kommunikator II b. WARUM ICH IM ROLLSTUHL SITZE: Zehn Antworten für Kinder unter zehn.

1. Ich war einmal jünger als du.

2. Damals habe auch ich viele Fragen gestellt.

3. Viele Fragen sind der Erwachsenen Tod.

4. Frag mich.

5. Ich sitze im Rollstuhl, damit du mich fragen kannst, warum ich im Rollstuhl sitze, und damit ich dir einen Zettel gebe, der dir erklärt, warum ich im Rollstuhl sitze.

6. Wichtiger als die Frage, warum ich im Rollstuhl sitze, ist die Frage, warum Muhammad Ali im Rollstuhl sitzt.

7. Muhammad Ali sitzt im Rollstuhl, weil er seine Methode verraten hat.

8. Die Muhammad Ali-Methode erlernen, heißt fürs Leben lernen.

9. Mit der Muhammad-Ali-Methode kannst du alle, wenn nicht die meisten Fragen beantworten.

10. Die Methode kann bei mir erlernt werden.

GROLL: Es ist erhebbend, der Wiege der Menschheit nahe zu sein.

TRITT, sieht der fahrbaren Wiege nach: Ich finde es schmerzhaft.

GROLL: Ich rede nicht von dem Kind, ich rede von meiner Suppe.

TRITT: Sie meinen Mesopotamien, die Wiege der Menschheit?

GROLL, nickt: Die Suppe stärkt die Abwehrkräfte. Sie

sollten sich gesünder ernähren, geschätzter Freund. Sie wirken etwas angeschlagen. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Gwendolyn, kommst du?

TRITT: Gwendolyn, ein seltsamer Name.

GROLL: In Floridsdorf nicht. Die Namensgebung erfolgt hier nach den Vorabendserien. Nicht wahr, Fräulein Gwendolyn Nedomansky?

GWENDOLYN: Gwendolyn war die Geliebte von Don Johnson in der siebenunddreißigsten Folge von "Miami Vice". Sie starb an einem Klapperschlangenbiß, nachdem sie von einem Walfisch ausgespuckt worden war, der von einem Öltanker aufgeschlitzt worden war, der ...

TRITT: Ich verstehe.

GWENDOLYN: Ich habe die Videocassette zu Hause. Ich borge sie Ihnen.

TRITT: Lieber nicht.

GROLL: Würden Sie mir zwei Packungen Pistazien von dem Regal dort vorne reichen?

TRITT: Mit Vergnügen!

Reicht Groll die Packungen. Bitte sehr!

GROLL, prüft die Päckchen: Danke sehr, es sind die richtigen. Es sind iranische!

TRITT: Das ist wichtig?

GROLL: Es ist entscheidend. Wie Sie wissen, bin ich österreichisch neutral. Österreichisch neutral zu sein heißt, keine Seite zu schädigen, mit anderen Worten: von beiden Seiten zu profitieren. Die VOEST hat im ersten Golfkrieg sowohl den Irak als auch den Iran mit Kanonen beliefert, ich setze diese Tradition fort und erwerbe iranische Pistazien der Marke Rafsandjani, wenn ich eine irakische Suppe koche.

TRITT: Rafsandjani? Meinen Sie den iranischen Regierungskoch? Ich glaube nicht, daß er damit – greift nach einer Packung – etwas zu tun hat.

GROLL: Doch. Herr Rafsandjani ist der weltgrößte Pistazienhändler. Mein Einkauf ist beendet, lassen Sie uns an der Kassa zahlen.

Sie reihen sich in einer Schlange ein. In der Getränkeabteilung erhebt sich ein Streit. Eine Stimme: "Vanessa, komm sofort her!" *Eine zweite Stimme:* "Tante, Gwendolyn zeigt mir die Muhamali-Methode!" *Die erste Stimme:* "Vanessa, hör sofort damit auf!" *Mit großem Getöse fällt ein Stoß mit Zweifliterflaschen Weinviertler Landwein um.*

TRITT: Ihre Assistentin?

GROLL, nickt: Sie macht Fortschritte.

GWENDOLYN, läuft Richtung Kassa: Herr Groll, was ist mit meinem Honorar?

GROLL: Eine halbe Stunde, einverstanden?

GWENDOLYN, Einverstanden. Aber jetzt gleich.

GROLL, erklärend zu Tritt: Wir spielen eine Partie Schas-albouff.

TRITT: Dieses Spiel kenne ich nicht.

GROLL: Es handelt sich um ein verschollenes Spiel aus dem Zweistromland, ich habe die Regeln im "Codex Hammurabi" gefunden. Das Prinzip ähnelt dem französischen Boule oder dem italienischen Boccia, es wird nur umgekehrt gespielt.

TRITT: Inwiefern umgekehrt?

GROLL: Während es bei Boccia darauf ankommt, einer Zielkugel möglichst nahe zu kommen, ist es bei Schas-albouff umgekehrt. Man legt eine Zielkugel auf den Boden und schießt dann die übrigen drei Bälle in die Luft, und zwar so, daß der letzte Ball weggeschossen sein muß, bevor der erste gelandet ist. Die Position der drei Bälle ergibt ein Dreieck, das berechnet werden kann. Die Winkelgrade der Abweichungen vom Schwerpunkt des Dreiecks ergeben die Punktzahl des Spielers.

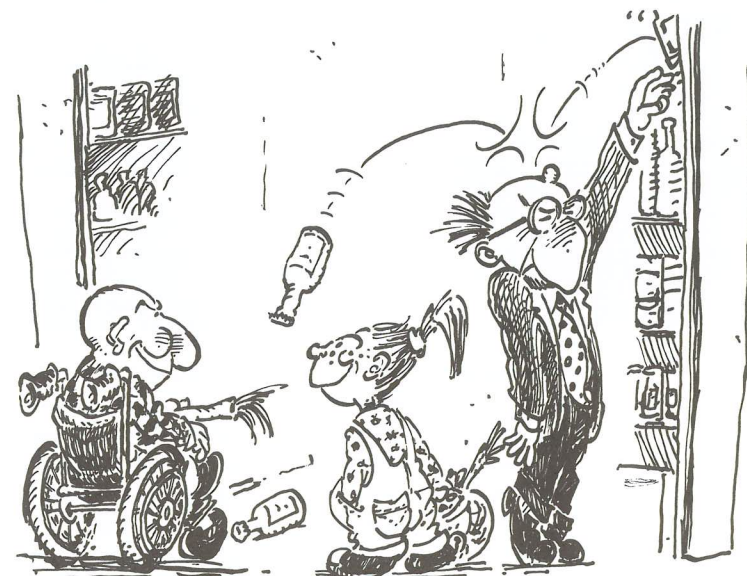
TRITT: Ein kompliziertes Spiel.

GROLL: Überhaupt nicht. Wir haben noch nie mehr als zwei Bälle gleichzeitig in die Luft gebracht.

GWENDOLYN: Ich hole die Tennisbälle! Läuft aus dem Geschäft.

GROLL: Tennisbälle fallen schnell zu Boden. Das Spiel ist reine Theorie, die Verwirrung aber, die die Tennisbälle in den Gärten anrichten, ist Praxis, und Gwendolyn ist eine begeisterte Praktikerin. Spielen Sie eine Partie mit uns?

TRITT: Gern. Darf ich Ihnen helfen? Legt den Inhalt von Grolls Korb auf ein Förderband.



BRIEF VON von Liane Horvath EINER JUNGEN ROMNI

Nun, ich heiße Horvath Liane. Ich bin am 24.6.1967 in Kleinbach, Südburgenland, geboren. Als ich das Licht der Welt erblickte, wußte ich natürlich nicht, was so alles auf einen Menschen zukommen kann. Als ich vier war, wollte mich meine Mutter in den Kindergarten geben. Doch damals mußte man dafür zahlen, und meine Eltern konnten es sich nicht leisten – mein Vater war krank. Das Ausschlaggebende war aber, daß es den Nichtroma

Mein Lehrer, der auch Schulinspektor war, haßte die Roma. Auch mein Vater hatte ihn zu seiner Zeit als Lehrer gehabt. Er mochte meinen Vater nicht, die beiden hatten immer wieder Meinungsverschiedenheiten. Ich wußte nicht, auf was ich mich gefaßt machen mußte. Ich machte meine Aufgaben, paßte beim Unterricht auf, aber er beachtete mich nie. Er sah selten meine Hausaufgaben an, wenn doch, dann sagte er nie etwas dazu. Er haßte mich.

Eines Tages kam ein Fo-

das Herz weh, die Tränen standen mir in den Augen. Alles war mir egal, nur mein Volk nicht! Ich lief nach Hause. Als ich plötzlich mit verweinten Augen in der Küche stand, sah mich meine Mutter erstaunt an. Ich mußte weinen, konnte nicht sprechen. Nach einer Weile beruhigte ich mich und erzählte. Meine Mutter war entsetzt. Am nächsten Tag ging sie mit mir in die Schule und fragte meinen Lehrer, warum er mich so schlecht behandeln würde. Er stand da und lachte meine Mutter aus.

Meine Schulzeit war die Hölle auf Erden für mich. Ich kam mir wie eingemauert vor. Ich hatte das Gefühl, als würde mich die ganze Welt umzingeln und festhalten. Ich lag Nächte lang mit verweinten Augen im Bett. Meine Oma erzählte mir immer wieder von der Kriegszeit. Sie erzählte, daß man sie eines Tages holte, die Juden und die Zigeuner als erste. Sie erzählte, wie sie im Arbeitslager arbeiten mußten, wie sehr man sie mißhandelte. Dann kam der Schluß: Sie mußte zuschauen, als man ihre Kinder verbrannte. Ich verspürte noch nie so viel Haß in mir wie in jenem Moment. Wie viele Menschen aus meinem Volk hat man vergewaltigt, mißhandelt, ermordet! Nur ein paar hatten das Glück, zurückzukommen, mit gebrochenen Herzen. Wie es in diesen Menschenherzen aussah! Wie sehr sie leiden mußten! Was haben sie mit ihnen gemacht! Niemand kann sich heute in ihre Lage versetzen. Was nützt ihnen die Haftentschädigung, wenn sie ewig

Alpträume haben und seelisch kaputt sind?

Vor vier Jahren haben wir einen Verein für Roma gegründet. Seither haben sich die Probleme zum größten Teil gelöst. Heute können wir uns wehren. Seit dem 16. Dezember 1993 sind wir als Volksgruppe anerkannt. Unsere Jugendlichen bekennen sich heute zu ihrer Identität, pflegen die Kultur. Früher waren sie alle verschlossen, wußten nicht, was sie tun sollten. Auch für mich hat sich sehr vieles geändert. Aber noch lange nicht alles – ich kann ja nicht aus meiner Haut. Es passiert mir auch heute noch oft, daß ich beschimpft werde.

Ich habe vor ein paar Jahren viele Menschen mit Herz kennengelernt. Sie sind Bahá'í. Sie nahmen mich auf, als gehörte ich schon immer zu ihnen. Mit ihnen kann ich über alles reden, sie geben mir Kraft, Mut. Sie haben keine Vorurteile.

Meine lieben Mitmenschen, Ihr Nichtroma, macht doch Eure Augen auf, laßt uns doch die Chance, mit Euch nicht auseinander, nicht aneinander, sondern miteinander zu handeln! Der liebe Gott hat keinen Unterschied gemacht, als er die Menschen erschuf.

Liebe Leserinnen, liebe Leser, macht doch einen Schritt nach vor und denkt ein wenig nach: Wenn Ihr uns entgegenkommen würdet, würden auch wir Euch entgegenkommen. Wir sind nicht ein Volk von Haß und Gewalt.

Macht Eure Augen und Herzen auf! Macht Euch ein wenig Gedanken über unser Volk!

Liane Horvath spielte mit in dem Stück "Die vier im Niemandsland" und im Film "amen sam so amen sam", ist z.Z. Sängerin der Musikgruppe "Romano Rat" und arbeitslos

nicht behagte, ihre Kinder mit uns ein ganzes Jahr lang unter einem Dach zu wissen. Das bedrückte meine Mutter überaus.

Mit sechs Jahren mußte ich in Unterwart zur Schule.

tograf, der ein Gruppenfoto von der Klasse machte. Er unterhielt sich mit meinem Lehrer. Auf einmal hörte ich den Lehrer sagen: "Ja, die Zigeuner sind unerzogen, dreckig, nicht rein angezogen." Mir tat

Thema DIE ZERBRECHLICH- KEIT DES MINDER- HEITENSCHULWESENS IN KÄRNTEN

von Vladimir Wakounig

1. Trennung als neues schulisches "Entwicklungsprinzip"

Vor 10 Jahren haben deutsch-nationale Kreise und heimat-treue Verbände in Kärnten eine Schuldiskussion ausgelöst, die in der Folge das politische Klima im Land fast bis zur Unerträglichkeit verschärft hat. Die Forderung der minderheitenfeindlichen Gruppierungen war, für slowenischsprachige Kinder eigene Klassen bzw. Schulen zu schaffen, damit sog. Deutschkärntner-Kindern nicht mehr in Kontakt mit dem Slowenischen kommen würden. Mit einer solchen organisatorischen Maßnahme sollte im Schulwesen des zweisprachigen Gebiets eine ethnisch-strukturelle Bereinigung vollzogen werden.

Die langjährige Schuldiskussion um die Segregation der Kinder nach ethnischen bzw. unterrichtssprachlichen Kriterien hat ihr vorläufiges und unrühmliches Ende in der gesetzlichen Neuordnung 1988 gefunden, der sogar die konservativen politischen Vertreter der Kärntner Slowenen zugestimmt haben. Bei der Aufarbeitung dieser allerletzten Auseinandersetzung um das Minderheitenschulwesen wird die politische Vergeßlichkeit jener deutlich, die sich 1988 für eine segregierende Neuordnung entschieden haben. Vergessen sind die eigentlichen Initiatoren (wie der Kärntner Heimatdienst und die Freiheitliche Partei Kärntens), vergessen sind die aggressiven Trennungsforderungen, vergessen sind die nationalistischen und rassistischen Alltagsdiskurse, die sich in unzähligen Leserbrief-

fen und Äußerungen mancher Kärntner Politiker manifestierten.

Nachträglich verhalten sich insbesondere das Ministerium und die Landes-schulbehörde so, als ob die durchgesetzte Neuordnung mit pädagogisch wissenschaftlichen Argumenten begründet worden wäre. Tatsache ist jedoch, daß sich die durchgeführte "Reform" am Trennungsprinzip orientiert, auch wenn die ursprünglichen Segregationsforderungen nicht in ihrer extremen und unversöhnlichen Zielsetzung erfüllt wurden. Trotzdem hat der Kärntner Heimatdienst mit dieser (vorläufigen) Neuordnung ein wesentliches Ziel erreicht: Die Segregation wurde zu einer schulorganisatorischen Maßnahme im zweisprachigen Gebiet, an der keine zukünftige Entwicklung im Minderheitenschulwesen vorbei kann. Dieser bildungspolitische "Erfolg" der Ethnopolitik bedeutet eine nicht zu unterschätzende Ermutigung für weitere strukturelle Verfeinerungen von Trennungsmaßnahmen, solange bis nicht die endgültige saubere Entflechtung von Ein- und Zweisprachigkeit vollzogen sein wird.

2. Rückzug in die Privatheit

Die Bilanz nach fünf Jahren Neuordnung ist mehr als ernüchternd. Zwar wird von den Verteidigern des neuen Gesetzes immer wieder das Anwachsen der Anmeldungen zum zweisprachigen Un-

terricht als Argument für die Richtigkeit und Notwendigkeit der durchgesetzten "Reform" ins Treffen geführt. Der Hinweis auf die Statistiken ist im Grunde aber nur der Versuch, sich mit den Unzulänglichkeiten in der schulischen Realität und dem zerstörten Engagement der zweisprachigen LehrerInnen nicht auseinandersetzen zu müssen.

Der folgenschwerste Schlag gegen das Minderheitenschulwesen besteht darin, daß mit dem Trennungsgesetz die gesamte pädagogische und wissenschaftliche Allianz, die sich für den Ausbau des zweisprachigen Schulwesens und die gesellschaftliche Rehabilitierung der Zweisprachigkeit bemüht hat, zerbrochen wurde. Die frühere Zusammenarbeit zwischen den zweisprachigen LehrerInnen und den WissenschaftlerInnen der Universität Klagenfurt/Celovec ist kaum mehr vorhanden, sodaß eine kritische Reflexion der derzeitigen Situation nicht stattfinden kann. Notgedrungen müssen sich LehrerInnen als weisungsgebundene DienstnehmerInnen mit der neuen Schulregelung arrangieren. Zu beobachten ist ein zunehmender Rückzug in die eigene Klassensituation, was implizit eine starke Resignation und Frustration der zweisprachigen LehrerInnen signalisiert. Die Konzentration auf die eige-

ne Klasse ist gleichzeitig ein Ausdruck dafür, nach der verursachten Enttäuschung durch die neue Schulregelung einen Schonraum zu suchen und sich nicht angreifbar zu machen.

Sehr viele zweisprachige LehrerInnen fühlen sich nachträglich in ihrem pädagogischen Engagement um die zweisprachige Schule hintergangen, weil sie eine Neuordnung akzeptieren mußten bzw. müssen, die ihrem Verständnis von gemeinsamer Erziehung von slowenisch- und deutschsprachigen Kindern widerspricht. Vielfach wird die Frage aufgeworfen, wofür das langjährige und intensive Engagement für den Erhalt der gemeinsamen zweisprachigen Erziehung gut war? Gleichzeitig wird bedauert, daß die Begeisterung für neue Solidaritäten nicht möglich ist. Gemeinsame schulpolitische Eigeninitiativen in Form von selbstorganisierten Tagungen, Treffen, die zur Aufarbeitung der einzelnen Schulrealitäten und der neuen LehrerInnenrolle (Arbeit im Team) dienen würden, sind kaum denkbar. Die Art und Weise, wie die Minderheitenschulgesetzesnovelle erwirkt und umgesetzt wurde, hat vor allem eines verursacht: LehrerInnen wurden aus dem sichtbaren Feld des schulpolitischen Engagements hinausgedrängt und in den Bereich der Privatheit zurückgeworfen. ►

3. Zweisprachigkeit als eine zu vernachlässigende Größe?

Die Schulregelung von 1988 hat eines deutlich gemacht: Die Zweisprachigkeit hat für das offizielle Kärnten keine Bildungspriorität. Mehr denn je ist das verbliebene zweisprachige Schulwesen in seiner Gesamtheit bedroht. Für diese Feststellung gibt es viele Beweise, von denen hier nur einige exemplarisch angeführt werden sollen:

■ Als vor etwa zwei Jahren im stärksten zweisprachigen Schulbezirk Völkermarkt/Velikovec der dortige Bezirksschulinspektor in Pension ging, wurde für seine Stelle kein zweisprachiger Nachfolger bestellt. Gerade für den Bezirk Völkermarkt/Velikovec, der südlich zur Gänze an den Nachbarstaat Slowenien grenzt, wäre es im Sinne einer Kooperation über die Grenzen hinweg notwendig, daß der oberste Vertreter der Bezirksschulbehörde zweisprachig qualifiziert wäre.

Mit der Berufung eines einsprachigen Schulinspektors signalisierte die Kärntner Schulbehörde, wie sie in Zeiten offener Grenzen mit Sprachen der Nachbarstaaten umgeht und welchen Stellenwert sie dem Slowenischen beimißt. ■ Zunehmend häufen sich Fälle, vakante SchulleiterInnenposten der zweisprachigen Volksschulen entweder einsprachig auszuscheiden oder trotz zweisprachiger Ausschreibung die LeiterInnenstellen einsprachig zu be-

setzen. Die zweisprachige Volksschule Schiefeling/Skofice hat vergangenes Jahr erst nach langem Protest der dortigen Elternschaft einen zweisprachigen Schulleiter erhalten. Ursprünglich sollte die Stelle mit einer einsprachigen Lehrerin besetzt werden. Auf den SchulleiterInnenposten der zweisprachigen Volksschule Egg bei Hermagor/Brdo pri Šmohorju wurde allerdings ein einsprachiger Lehrer bestellt.

■ Kürzlich mußte die Leiterin der zweisprachigen Volksschule Maria Rain/Zihpolje für längere Zeit einen Krankenstand antreten. In der Zwischenzeit übernahm in der zweisprachigen Klasse eine einsprachige Kollegin die Vertretung, sodaß der slowenische Unterricht kurzerhand gestrichen wurde. Die einsprachige Vertretung wurde mit Zustimmung des zuständigen Schulinspektors organisiert.

Diese Beispiele zeigen, daß die Zukunft des zweisprachigen Schulwesens der politischen Willkür ausgeliefert ist. Es fehlt jegliche schulpolitische Norm, die den Bestand und die weitere Entwicklung des Minderheiten-schulwesens sichern würde. Die Verabschiedung des Trennungsgesetzes von 1988 hat die weitere Aushöhlung und Ausgrenzung der Zweisprachigkeit vorprogrammiert. Die Zweisprachigkeit ist zu einer "Masse" degradiert worden, die je nach Bedarf verschoben, vergessen und übergangen werden darf.

Der Protest gegen die weitere Marginalisierung der zweisprachigen Schulwesens ist nur mehr dann hörbar, wenn sich einzelne rühren. Der Schulbehörde ist die Gleichbehandlung des Slowenischen mit dem Deutschen jedoch kein Anliegen. ■

Wolfgang Wagner,
Referent für Internationales,
Uni Wien

Bertram Schütz,
stv. Vorsitzender, Uni Wien

Vladimir Wakounig

"AUCH DU BIST MINDERHEIT"

EINE ÖH-ARBEITSGRUPPE PLANT VERANSTALTUNGEN ZUM MINDERHEITENJAHR

1994 ist das Jahr der Minderheiten. Aus diesem Grund wird die **ÖH-Uni Wien** im kommenden Semester Aktionen und Veranstaltungen zu diesem Thema durchführen. Und daß es nicht damit abgetan ist, bloße Alibihandlungen durchzusetzen, damit gerade in diesem Jahr die Öffentlichkeit etwas mehr Notiz von den Problemen nimmt, mit denen Randgruppen bei uns noch immer konfrontiert sind, wollen wir mit unseren Aktionen zeigen.

Behinderte sind nicht behindert, sondern sie werden behindert. Von uns. Nicht Lesben und Schwule sind andersartig, sondern jene von uns, die dies behaupten. Und jenen Menschen, die meinen, daß ausländische StudentInnen Studienplätze streitig machen, muß klipp und klar

gesagt werden, daß Dummheit nicht vom Denken befreit.

Mehr Toleranz

Es geht uns in unserer Initiative **"Auch Du bist Minderheit"** nicht darum, künstlich Probleme herbeizureden oder für eine Verfassungsänderung auf die Barrikaden zu steigen. Denn die Gleichheit aller ist im öffentlich-rechtlichen Bereich ohnehin schon längst festgelegt. Schon im Jahr 1867 wurde mit dem Staatsgrundgesetz der erste Schritt in diese Richtung getan, untermauert durch mehrere Gesetze und Verträge wie die Europäische Menschenrechtskonvention. Nur: die besten Gesetze und Verträge helfen nichts, wenn Toleranz und Respekt vor dem Anderssein nicht auch in unserem täglichem Leben Fuß fassen.

Das ist vor allem Ziel unserer Initiative: daß wir uns Gedanken machen über den täglichen Umgang miteinander, daß wir unsere Verständnislosigkeit und Intoleranz dem anderen gegenüber aus unseren Köpfen verbannen. Ausländerhaß und Konflikte wie in Nordirland oder Jugoslawien basieren auf Urinstinkten, die uns das Andere, das Fremde meiden lassen. Wir müssen in einer Zeit, in der so viele Menschen auf so engem Raum zusammenleben, lernen, daß wir nur durch Toleranz mit den anderen konfliktfrei zusammenleben können. Überflüssige Urinstinkte sollten wir eigentlich schon längst überwunden haben! ■

Wolfgang Wagner,
Referent für Internationales,
Uni Wien

Bertram Schütz,
stv. Vorsitzender, Uni Wien

Vladimir Wakounig

ZWEI

von Larissa Krainer

VOLKSGRUPPEN, ZWEI SPRACHEN, EINE GESELLSCHAFT

Vom Klagenfurter Stadtzentrum führt ein Kanal zum Wörthersee. Auf ihm fahren im Sommer Touristendampfer, über ihn führen mehrere Brücken. Eine davon ist die Rizzi-Brücke, benannt nach einem Kärntner Priester, der Name den KlagenfurterInnen meist nur als Bushaltestelle bekannt. **Vincenz Rizzi** lebte im 19. Jahrhundert und setzte sich damals – trotz großdeutscher Gesinnung, oder gerade ihr zum Trotz – für das Erlernen der Nachbarsprachen und für ein tolerantes Miteinander ein. Am Ende des 20. Jahrhunderts ist von diesem Gemeinsamen nur wenig geblieben. Die meisten Menschen im Land sind einsprachig, Slowenisch meist nicht einmal Teil ihres Fremdsprachenrepertoires.

Am 18. Jänner 1994 – ziemlich genau ein Jahr nach der Kärntner Lichterkette – wurde in Klagenfurt/Celovec nun eine Gesellschaft gegründet, die nicht nur den Namen Vincenz Rizzis (**Vincenz-Rizzijevo društvo na Koroškem**) trägt, sondern auch seine interkulturelle Gesinnung zum gesellschaftlichen Konzept erhebt. **Catherine Lalumiere**, die Generalsekretärin des Europarats, bot der Gründungsversammlung ihre Schirmherrschaft an und entsandte ihren Stellvertreter, **Dr. Peter Leuprecht**, der nach Klagenfurt reiste, um über die europaweite Suche nach Konfliktlösungsmodellen im multikulturellen Diskurs zu berichten. Die Vorsitzenden der Gesellschaft, **Brigitte Busch** und **Dr. Vladimir Wakounig**, sind zudem KontaktpartnerInnen des Europarats und seit langem um die Sichtung interkultureller – also vertrauensbildender – Maßnahmen in Kärnten bemüht, ihre Stell-

vertreterInnen repräsentieren die Nachbarregionen/-länder Slowenien, Friaul und Kärnten.

"Die Vincenz-Rizzi-Gesellschaft ist eine überparteiliche Organisation, in der sich VertreterInnen aller nichtnationalistisch orientierten politischen Strömungen sowie sämtlicher Volksgruppen und Minderheiten zusammenschließen sollen, um in Zeiten des voranschreitenden Nationalismus bewußt an einer neuen Kultur des Zusammenlebens zu arbeiten", heißt es in einer Kurzfassung des politischen Programms, das Mehrheit wie Minderheit zu gleichen Teilen verpflichten soll. Globales Ziel: die Überwindung des nationalstaatlichen Denkens. Gesellschaftspolitische Vorhaben: Entwicklung und Förderung der Zwei- und Mehrsprachigkeit, Entpolitisierung der Sprachenfrage insbesondere im Schulwesen, Aufhebung des nationalen Bekenntniszwanges und -druckes, Entwicklung eines aufgeklärten, nicht national eingengten Gesichtsbildes sowie die Förderung der Entwicklung eines regionalen Bewußtseins. Zu ihrer Verwirklichung sind neun programmatische Ziele aufgelistet: Erstens die Erarbeitung von Bildungskonzepten, die insbesondere der interkulturellen Mehrsprachigkeit einen besonderen Platz einräumen; zweitens

Bildungsprojekte, die das aufgeklärte Verhältnis zur Geschichte der Region durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit fördern; drittens interkulturelle Austauschprojekte für SchülerInnen, LehrerInnen, Jugendliche und Erwachsene; viertens die Erarbeitung einer interkulturellen Kulturpolitik; fünftens Kulturprojekte, die sich explizit mit der Thematisierung interkultureller Fragen, Probleme oder Konflikte befassen; sechstens Friedensprojekte und -initiativen im Alpen-Adria-Raum; siebtens die Erarbeitung von Konzepten der Kulturvermittlung in zwei- und mehrsprachigen Medien; achtens die Unterstützung interkultureller Medienprojekte und schließlich, neuntens, interkulturelle Sozialarbeit und Krisenintervention.

Nach der erfolgreichen Gründungsversammlung auf Basis idealistischer Theorie steht die Gesellschaft nun vor der Frage: Wie weiter? Erste Schritte sind bereits in Planung. Einerseits sollen bestehende Projekte vernetzt, mindestens aber gesammelt und in einen Erfahrungsaustausch gebracht werden. Das sind Sprachlerninitiativen (für Kinder und Erwachsene), pädagogische Modelle oder ganz konkrete Projekte, wie z.B. eine Alpen-Adria-Jugendakademie, die heuer in Villach statt-

finden soll und zu der mehr als 300 Jugendliche aus ganz Europa erwartet werden. Darüber hinaus stellen die VertreterInnen der Rizzi-Gesellschaft auch medienpolitische Überlegungen an. Klar ist dabei, daß es sich nur um interkulturelle Medien handeln wird können (das heißt: eine Abwendung von der traditionell einsprachigen Medienlandschaft muß erfolgen), einerseits in Form eines Publikationsorgans und andererseits in Form der Unterstützung einer laufenden Initiative zur Einrichtung eines freien Radios. Denn schließlich gingen auch die ersten Initiativen im Kampf gegen das österreichische Monopol von Kärnten aus, die erste Klägerin vor dem Europäischen Gerichtshof war **AGORA** (Arbeitsgemeinschaft Offenes Radio), der sich erst viel später diverse PrivatklägerInnen anschlossen. Und nachdem sich ein – nichtausjudizierter – Punkt ihrer Klage auf die Diskriminierung der slowenischen Sprache und auf sogenannte Volksgruppenanliegen bezieht, ist auch klar, daß der Nichtdiskriminierung der selben endlich auch im Äther Genüge geleistet werden muß ... ■

Mag. Larissa Krainer ist Journalistin und Redakteurin der zweisprachigen Monatszeitschrift TANGO in Kärnten/Koroška

Der steirische
"Artikel-VII-
Kulturverein"
kämpft nach dem Brief-
bombenattentat ums Überleben

Viele ÖsterreicherInnen erfuhren das erste Mal von der Existenz des "Artikel VII-Kulturvereins", als im Dezember vergangenen Jahres eine der Briefbomben, adressiert an das Gründungsmitglied und Pressesprecher des Vereins, **Dr. Wolfgang Gombocz**, Dozent für Philosophie an der Universität Graz, ungeöffnet der Polizei übergeben wurde. Allein die Geschichte dieser Übergabe zeugt für den Umgang der örtlichen Behörde mit dem Verein – **Andrea H.**, Obfrau des Vereins, der der Brief zugestellt wurde (Gombocz wohnt nicht in Radkersburg, wo der Verein zuhause ist) und verdächtig vorkam, mußte die Höllenmaschine persönlich auf den drei Kilometer entfernt liegenden örtlichen Gendarmerieposten bringen, da die dort zuständigen Beamten auf ihren Anruf mit Achselzucken reagierten. Doch dann, nachdem die aus Wien geholten Sprengstoffex-

"EINE HANDVOLL SLOWENEN"?

perten den tödlichen Inhalt jenes Briefes "identifiziert" hatten, ging der Name des Vereins österreichweit durch die Medien (siehe Berichte in **NZ**, 12. Dezember, und **Leibnitz Aktuell**, 12/93).

Allerdings ging diese tragische "Berühmtheit" mit der bitteren Konsequenz des mißglückten politischen Attentats einher: Die verunsicherten Adressaten sind nicht mehr bereit, Vorstandsfunktionen zu übernehmen. "Nach wie vor sind die Attentäter frei – nach allem, was ich weiß –, und ich habe, mit Rücksicht auf meine Tochter und meine Frau, nicht die Kraft, im Vorstand zu bleiben", gibt Wolfgang Gombocz, das Opfer der Briefbombe, seinem Unmut Ausdruck. "Ich habe mich dazu entschlossen, in den Notvorstand zu gehen", sagt **Elisabeth Harnik**, Mitglied des im Jänner gewählten "Notvorstands", der eine ordentliche Generalversammlung für den **19. März 1994** vorbereiten soll, "um

den Verein vor einer überfrühten Auflösung zu bewahren." Gombocz selbst spricht von der bislang "schwersten Krise" des Artikel VII-Vereins, dessen weitere Existenz davon abhängt, "einen Vorstand zu bilden und einen gewissen Durchbruch im Sinne der Vereinsziele zu erzielen".

Diese Ziele und die Gründungsgeschichte schilderte der aus Laafeld bei Radkersburg gebürtige Philosophiedozent bereits in der **STIMME** 1/1991 ausführlich: "69 Jahre nach dem grenziehenden Friedensvertrag von St. Germain, 59 Jahre nach der amtswegigen Zwangsauflösung des Slowenisch-katholischen Bildungsvereins in Radkersburg im Jahre 1929, 43 Jahre nach der Ermordung des steirischen, aus Leutschach gebürtigen Slowenen **Körbler** im KZ Dachau und 33 Jahre nach dem Staatsvertrag von 1955 hat sich im Jahre 1988 eine neue Organisation, welche sich um die Anliegen und insbesondere den Weiterbestand der Artikel-VII-Bevölkerung in der gesamten Steiermark kümmert, als Verein (...) gebildet." Seit seiner Gründung hat sich der Verein nicht nur um die Verwirklichung kultureller Projekte bemüht (Errichtung eines Museums und Kulturhauses mit einer Sammlung historischer, volkskundlicher, religiöser Dokumente und einer Bibliothek; dem Verfassen eines "anderen" Radkersburg-Führers, in der die Geschichte dieses Schmelztiegel-Bezirks unter Berücksichtigung bisher verschwiegener bzw. übergangener Tatsachen dargestellt

werden soll; Einführung des Slowenischunterrichts in den Schulen nicht bloß als Freigegegenstand ...), sondern auch um die Rechte der in der Steiermark lebenden Roma und Sinti.

Obwohl die steirischen Slowenen in Artikel VII des Staatsvertrags von 1955 erwähnt und völkerrechtlich in die für die Volksgruppen geltenden Schutzbestimmungen einbezogen werden, habe der Verein, so Gombocz, mit seinen Anliegen Ignoranz und Ablehnung auf seiten der Bundesregierung erfahren – weder beantragte Subventionen noch die Forderung nach Errichtung eines Volksgruppenbeirats für steirische Slowenen seien positiv beantwortet worden. Die ablehnende Haltung gegenüber der steirischen Minderheit, welche von **Josef Krainer senior** als "bloß eine Handvoll Slowenen in der Steiermark" abgetan wurde, bezeichnet Gombocz als Verletzung des Volksgruppengesetzes – immerhin leben (nach der Volkszählung 1991) 1.695 bekennende Slowenen in der Steiermark; die Vereinsmitglieder schätzen die wahre Zahl auf 5.000.

Nun steht der Verein vor der Frage der Auflösung oder der Bildung eines neuen Vorstands. "Wenn Menschen mit Engagement für ihre Ansichten und Überzeugungen eintreten, ihre Gegner aber nicht mit Argumenten, sondern mit Gewalt reagieren, dann wäre es für die Zukunft fatal", sagt **Harald Berger**, Mitglied des "Notvorstands", "wenn ein solch gewalttätiges Vor-

gehen insofern Erfolg zeitigen sollte, als an die Stelle jenes Engagements Resignation tritt." Andererseits ortet er die beste Prävention gegen solche Gewaltakte in der Verbreitung jener Ansichten und Überzeugungen auf der Basis breiterer Solidarität: "Ein erstes positives Anzeichen für diese notwendige Solidarität war das Gespräch von drei Mitgliedern des Notvorstands mit dem Grazer

Bürgermeister **Stingl** und dem Grazer Stadtrat **Strobl** im Februar; es ist zu hoffen, daß sich die Stimmung auch in anderen Institutionen positiv ändern wird."

Trotz seiner besonderen Lage als Zielscheibe des Bombenattentats sitzt auch Gombocz im "Notvorstand", und zwar als provisorischer Vereinsobmann. Obwohl seine persönliche Entscheidung, nicht mehr im

Vorstand aktiv mitzuwirken, Tatsache bleibt, klingen seine Sätze alles andere als resignativ: "Ich werde mich bemühen, andere Vereinsmitglieder für den Vorstand zu gewinnen; ich bin sehr froh, daß Prof. **Branko Lenart** bereit ist, für den Obmannsitz zu kandidieren." Sein Aufruf, den "Artikel-VII-Kulturverein" durch Mitgliedschaft bzw. einen finanziellen Beitrag zu unterstützen, gilt allen, die nicht nur sol-

che feige Gewaltakte wie die Briefbomben aufs schärfste verurteilen, sondern auch deren bittere Konsequenzen, die aufgrund fehlender Solidarität auftauchen, verhindern wollen.

Spenden an: "Artikel-VII-Kulturverein für Steiermark", RB Bad Radkersburg-Klösch, Blz. 38312, Kto. Nr. 51.664

H.G.

ZUR GESCHICHTE DES ASSYRISCHEN VOLKES von Leyla Kurter

Die meisten kennen die Assyrier nur aus Geschichtsbüchern und sind überrascht, wenn sie von einer noch existierenden Volksgruppe hören.

Obwohl das assyrische Reich längst untergegangen ist, gibt es ein assyrisches Volk. Die Assyrier leben gegenwärtig verstreut in den Ländern des Orients: Türkei, Irak, Iran, Syrien.

Nach dem Untergang des assyrischen Reiches im 6. Jhdt. v. Chr. folgte unter **Kyros** die Herrschaft der Perser. Mit der Herrschaft **Alexanders** des Großen wurde 330 v. Chr. Mesopotamien von den Griechen besetzt.

Historisch gesehen haben die Assyrier eine der ersten Hochkulturen gegründet. Es sei nur an die berühmten Metropolen **Babylon**, **Ninive** oder **Assur** zu erinnern.

Der **Codex Hammurabi** war noch für die Römer Vorbild. Das wichtige ist vielleicht die Erfindung der Schrift, die sich als Keilschrift im ganzen Reich ausbreitete.

Als sich das assyrische Reich auflöste und von den Persern erobert wurde, wur-

den seine Völkerschaften neuen Reichen einverleibt: Sie vermischten sich, aber gingen nicht alle gänzlich unter.

Das Christentum, das sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien verbreitete, fand in der aramäisch-sprechenden Bevölkerung der Region ihre ersten Anhänger. Nur einige Jahrhunderte später waren sie es, die diese Lehre in Indien, China, der Mongolei und in Japan verbreiteten.

Das Christentum half ihnen, sich als Volk zu bewahren. Sprache, Kultur und Tra-

dition blieben im Laufe der Jahrhunderte erhalten.

Dennoch ist ihr historisches Dasein und die Kenntnis ihrer Geschichte wichtig.

Auch heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, hat sich ihre Lage nicht verbessert, sondern verschlimmert. Der Golfkrieg hat seinen schrecklichen Schatten auf die Menschen dieser Region geworfen. Große Verwüstungen und wirtschaftliches Elend sind die Folgen dieses Krieges.

Von den Flüchtlingsströmen ist die Volksgruppe der

Assyrier am stärksten betroffen. Seit 1990 flüchteten über 400.000 Assyrier aus dem Irak in die benachbarten Länder, nach Europa und in die Überseeländer.

Die Assyrier, Nachkommen der alteingesessenen Bevölkerung von Obermesopotamien, stellen die zweitgrößte Mehrheit im Irak dar.

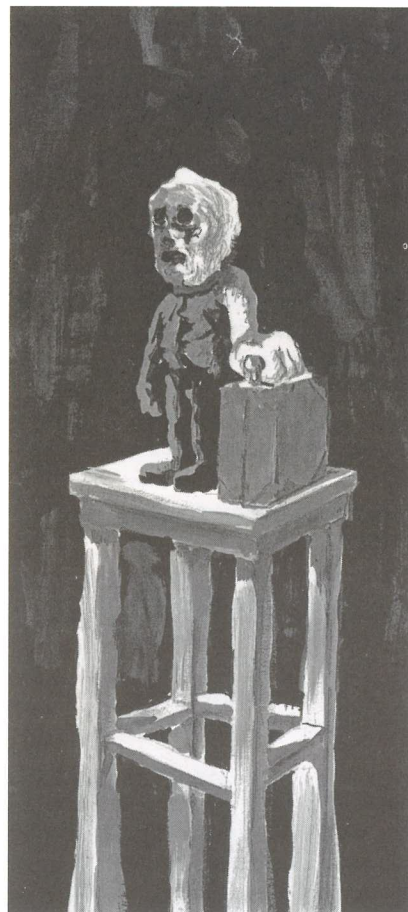
Weitere Informationen:
Mesopotamien Kultur- und Sportverein
Harmoniegasse 1-3
1090 Wien

Foto: B. Lenart



von Herta Kuna

Heute sagen wir psychiatrischen Patienten, daß sie von ihrem Patientendasein entlassen werden und sich in die Gesellschaft als Menschen wie Du und ich integrieren sollen. Diese unsere Bemühungen folgen aus der Erkenntnis, daß Verwahrungspsychiatrie Individuen hervorbringt, deren Identität in erster Linie durch ihre Identität als psychiatrische Patienten definiert wird.



Heute meinen wir, daß eine schwere psychische Erkrankung kein Hindernis zu menschlicher Wertschätzung und dem Zugang zu Bürgerrechten sein muß. Unsere Gesellschaft bringt nun Personen hervor, die auch – in zweiter Linie – psychiatrische Patienten sind.

Allerdings – und ironischerweise – sind psychia-

trische Patienten heutzutage für uns in einer Weise unbekanntere Wesen als zuvor, obwohl sie unter uns leben! Wir kennen sie nicht wirklich, denn sie sind weder außerhalb der Gesellschaft in einer Welt der Ausgrenzung noch sind sie vollwertige Bürger, Individuen wie Du und ich. Da sie nun weder ganz anders sind als wir noch ganz wie wir, sind sie eine neue Art sozialer Konstruktion.

Möglicherweise ist das Konzept "gemeindenah" anpassungsfähiger als die Realität. In diesem Zusammenhang ist ja auch festzuhalten, daß die "Gemeinde" in vielen Fällen gar nicht existiert – daß sie nicht selten aus einem "Dachbodenhospitalismus" bei den Angehörigen oder der Einsamkeit eines Substandard-Kämmerchens besteht.

Wir müssen uns fragen, inwiefern wir psychiatrischen Patienten schützende Strukturen nehmen und sie in eine Welt der Armut schicken. Die Verletzbarkeit vieler ehemaliger psychiatrischer Patienten und die geringen Chancen, Zugang zu Erwerbsarbeit zu erlangen, bedeuten, daß diese "Bürger" sich rasch als Invaliden wiederfinden und zu Fürsorgeempfängern werden. Schließlich – weil psychische Beeinträchtigung weniger sichtbar ist als körperliche – ist es schwer für psychiatrische Ex-Patienten, dem Stigma des Sozialstigmatisierten zu entgehen.

Vielleicht wäre das wichtigste in einer guten sozialpsychiatrischen Versorgung nicht, möglichst viele Klienten an die Longe guter therapeutischer Absichten zu nehmen, sondern das Bemühen um Freiheit, wie der Betroffene sie versteht, zu akzeptieren und "auf sich zu nehmen", sodaß gemeinsam der Grundstein gelegt wird für ein Bürgertum der Rechte.

Ohne eine kritische moralische Konfrontation der Normen, durch welche Menschen, die psychisch krank sind, beurteilt werden und durch welche ihre Teilnahme am Sozialleben eingeschränkt wird, bleibt der psychisch Kranke allzuoft ein Individuum, das versagt hat, ein gebrochener Mensch. Charakteristisch für eine solche Einschätzung ist auch, daß wir in fast allem psychiatrischen Schrifttum nie von den Betroffenen selbst hören. Statt dessen werden sie regelmäßig als schwer motivierbare, beeinträchtigte Personen mit eingeschränkter Ausdrucksfähigkeit dargestellt, welche nur durch hochqualifizierte, geduldige Hilfe dazu gebracht werden können, sich zu entwickeln. Oft sind solche Abhandlungen über Rehabilitation Monologe, die nur mit anderen fachlichen Monologen kommunizieren. Ihnen fehlt eine Tiefe, die nur aus dem ethischen und historisch fundierten Verständnis der Situation des Ex-Patienten in der Gesellschaft entsteht und aus der Bereitschaft, sich mit den Komplexitäten auseinanderzusetzen, die aus einem Dialog erwachsen.

Derzeit sind unsere Dienste bevormundend und können in Verbindung mit sozialem Stigma die Möglichkeiten des Individuums, eigene Entscheidungen zu treffen, sehr einschränken. Vieles in dieser Beziehungssemantik

ist eine Frage der Macht. Psychisch Kranke brauchen einen neuen Status. Um ihn zu erreichen, müssen die Experten neue Rollen entwickeln und die öffentliche Meinung muß sich ändern. Ausgrenzung erfolgt ja nicht nur durch erschwerten Zugang zu Wohnung und Arbeit, sondern letztlich auch dort, wo Personal und Patienten separate Toiletten benutzen, wo den Patienten durch viele große und kleine Signale angedeutet wird, daß sie anders sind, anders auf eine negative Art, im Sinne einer Krankheit, die behandlungsbedürftig ist. Am akzeptabelsten sind sie dann als zahme, gut abgerichtete Patienten.

Der Verlauf psychischer Krankheit ist wesentlich dadurch bestimmt, ob die Umwelt anerkennt und respektiert, inwiefern der Betroffene "normal" ist und nicht, inwiefern er "krank" ist. Gemeindenaher Versorgung bedeutet mehr als den administrativen Austausch eines Versorgungsorts gegen einen anderen. Gefordert ist eine drastische Umgestaltung der Denkweise und unserer Beziehung zu Menschen mit einer Geschichte psychischer Krankheit.

Dr. Herta Kuna ist Psychologin und fachliche Stellvertreterin des Obmannes des Vereins PRO MENTE INFIRMIS Kärnten

Der Verein PRO MENTE INFIRMIS Kärnten hat im Laufe seines langjährigen Bestehens eine Reihe von Diensten und praktischer Arbeit im Bereich der Sozialpsychiatrie errichtet; allen voran Einrichtungen wie Übergangswohnheime, Tageszentrum, Nachbetreuung und Wohngemeinschaften für psychiatrische Patienten. Als einen der nächsten Schritte plant der Verein, "einen Platz im Vorstand einem interessierten ehemaligen Psychiatrie-Betroffenen zur Verfügung zu stellen". Kontaktadresse: Hoffmannsgasse 12, 9020 Klagenfurt; Tel: 0463/55 112

Brief aus Stambul • Brief aus Stambul

Wenn ich von meiner Tätigkeit als "Drogenvertrauenslehrer" erzähle, so ist es für mich mit dem Gefühl, einmal ein wirklich engagierter Lehrer gewesen zu sein, und mit Nostalgie verbunden.

Als Drogenberater sahen wir uns damals nicht, auch der Titel des Vertrauens-Lehrers (DVL) schien uns eine Annäherung.

Jetzt, im Land des "Braunen Türken", dem "Schwarzen Afghanan" nähergerückt und im Ausgedinge als DVL, erinnere ich mich der Anfänge unserer Bemühungen zu Beginn der achtziger Jahre, das Drogenproblem an den Schulen – etwas spät zwar – ins Auge zu fassen; vom On-den-Griff-Bekommen kann natürlich nie die Rede sein, weil das der Betroffene nur selbst und mit sich selbst versuchen und erreichen kann und wir uns nicht als Exekutive, als Vollstreckungsorgan irgendeiner Drogenpolitik sahen. Diese Anfänge waren voll Idealismus und Ahnungslosigkeit: Wir wollten einen Auslöser von Drogenkonsum-Langeweile, Frustration, aber auch Angst und Isolation, durch und in der Schule bekämpfen, also nicht Symptombehandlung, sondern uns um die Ursachen in dem uns zugänglichen Bereich kümmern. Wohl wußten wir, daß wir für drogengefährdete Schüler nicht die natürlichen Ansprechpartner sein würden, obwohl wir mit Erfolg den Verdacht des Spitzeltums loswurden, als wir von der Meldepflicht auch offiziell befreit wurden. Beamtete "Helfer" wollten wir nicht sein, ehrenamtlich sollte unsere Tätigkeit sein – da ist eine gewisse Amateurhaftigkeit nicht auszuschließen.

So fanden sich einige LehrerInnen zu einem verschworenen Kreis zusammen, dem es darum ging, die Schule zu einer drogenfreien Insel werden zu lassen. Das mußte Illusion bleiben angesichts eines Lebensstils der Gesellschaft, die auch nicht "clean" ist und ohne Alkohol und andere legale Drogen anscheinend nicht auskommt, wie auch bei der Rolle, die Kinder und Jugendliche heutzutage häufig in Familie und Gesellschaft spielen müssen. Dieser Kreis der Ur-DVLer war sich selbst wichtig geworden, und fast bestand die Gefahr des Selbstzwecks und einer geschlossenen Gesellschaft; in intensiven Fortbildungsveranstaltungen war man sich gruppendynamisch nahe gekommen. Unser Anliegen einer Menschenschule und uns selbst, neu motiviert, trugen wir dann hinaus, hinein in die Schule; es war eine pädagogische Aufbruchstimmung. Ich spannte damals weit meine Antennen aus, um Schülernot zu orten, und man fand sie da und dort und konnte manchmal vielleicht auch helfen, und nicht unbedingt nur in Drogennöten. Im ersten Eifer und naiv wollte ich mich auch der "äußeren" Drogenszene annähern und hatte dann wirklich mit Giftelnern zu tun, das wäre mir dann fast zuviel geworden – die Problematik verfolgte mich bis in den Traum.

Die hohe Suizid-Rate, besonders unter Jugendlichen, rüttelte mich in Agonie, und ich wurde mir meiner völligen Hilflosigkeit bewußt; da hätten mehr Professionalität und weniger Idealismus vielleicht etwas bewirken können.

Die neue Linie der Gesundheitserziehung an Schulen, vom Jugendrotkreuz getragen, ist jetzt, daß sich einige Lehrer wirklich zu Drogen-, Gesundheitsberatern ausbilden lassen und diese Tätigkeit dann in Form einer halben Lehrverpflichtung ausüben.

Ich hatte mich, inzwischen in die Jahre gekommen, auch altersmäßig etwas von solcher Jugendproblematik entfernt und meine Antennen nun mehr in mein eigenes Inneres gewendet. Nicht nur meine Übersiedlung nach Istanbul beendete meine Tätigkeit als "Drogenvertrauenslehrer", sondern auch, daß ich mich als Ansprechpartner für die Probleme von Jugendlichen und somit auch als Lehrer nicht mehr recht geeignet fand; aber ich weiß noch, wie geehrt ich mich fühlte, wenn mir jemand Vertrauen schenkte und wie schön die Begegnung mit Gleichgesinnten war – oder ein wenig helfen zu können. Diese Aufgabe hatte mir neue pädagogische Möglichkeiten eröffnet, ich verdanke ihr viel. Jetzt, an "neuen Ufern" (der Bosphorus), warten andere Probleme auf mich, aber aus diesen Erfahrungen hoffe ich, neuen Wind in die Segel zu bekommen!

Kolay gelsin! – Laß es Dir gut gehen



"DER PAPALAGI"

von Gabriele Müller-Klomfar

Einer fremden Kultur zu begegnen, kann auch die abenteuerliche Chance bieten, die eigene völlig neu zu begreifen. Buchgewordener Beweis dieser Spiegelfunktion ist ein literarisches Juwel, das erst Jahrzehnte nach seiner Erstveröffentlichung die Bestsellerlisten erobert hat.

Papalagi (sprich Papa-langi) heißt: der Weiße, der Fremde, wörtlich übersetzt aber der 'Himmelsdurchbrecher'. Der erste weiße Missionar, der in Samoa landete, kam in einem Segelboot. Die Eingeborenen hielten das weiße Segelboot aus der Ferne für ein Loch im Himmel, durch das der Weiße zu ihnen kam: er durchbrach den Himmel." (E. Scheurmann)

Er war, so sagt man, ein weitgereister Mann: Tuiavii aus Tiavea, Stammeshäuptling in der üppigen Inselwelt West-Samoas. Als Mitglied einer Völkerschaugruppe soll er um die Jahrhundertwende erstmals deutschen Boden (und damit den Kontinent der "Papalagi") betreten haben. Diese Völkerschaugruppen wurden damals von den Kolonialmächten aus Menschen verschiedenster Hautfarbe und Kulturkreise zusammengestellt und auf monatelange Reisen von Stadt zu Stadt geschickt, um dem 'zivilisierten' Europäer die 'wilde' große weite Welt zwecks

Ansicht vor die Haustür zu liefern. Ausgestellt wie zoologische Raritäten, wurden diese Menschen zur vielbestaunten Kirtagsattraktion: im Wiener 'Pratermuseum' erinnert heute noch ein uraltes Plakat an eine Samoanergruppe, die anno 1897 auch dort ihre Hütten aufstellte. Mag sein, Häuptling Tuiavii hat als einer von ihnen auch hier Station gemacht und jene Eindrücke vom Leben und Treiben der "Papalagi" gesammelt, die er nach seiner Heimkehr seinem Volk in den (für uns so berührend-amüsanten) Reden vermittelt haben soll. Diese 133 Seiten schmale Broschüre zu öffnen, bedeutet für den europäischen Leser auch heute noch: in einen Spiegel zu blicken. Was er zu sehen bekommt, macht ihn Lachen und Weinen zugleich. In elf gut strukturierten Kapiteln vernetzt sich der Text mit seinen faszinierenden Sprachbildern und der gar nicht so naiven Offenheit und Wahrheitsliebe eines "Na-

turkundes" zur entlarvenden Karikatur unserer (!) Zivilisation. Detailverliebt berichtet Tuiavii "vom Fleischbedecken des Papalagi, von seinen vielen Lendentüchern und Maten" (der für ihn verwirrend hochgeschlossenen und schichtenreichen Kleidung), "von den steinernen Truhen, den Steinspalten, den steinernen Inseln und was dazwischen ist" (den bevölkerungsdichten Städten samt Häusern und Straßen), "vom Berufe des Papalagi und wie er sich darin verirrt", von der "schweren Krankheit des Denkens" u.v.a.m.

Heute, mehr als 70 Jahre nach der Erstveröffentlichung des Buches, wissen wir dank emsiger Forscher aus Kultur und Literatur, daß der Text mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht als historisches Dokument zu sehen ist, sondern aus der Feder des Literaten Erich Scheurmann selbst stammt. Zu verräterisch waren für die südseekundige Fachwelt die kleinen Stilbrüche im Text, um unentdeckt zu bleiben: eine Tatsache, die aber seinen Wert um nichts mindert. Der vermutliche Autor Scheurmann selbst hat die Früchte seiner Arbeit nie ernten können: Mit Leib und Seele freiheitsliebender "Wandervogel", hat der 1878 geborene Hamburger nach seiner Flucht aus dem bürgerlichen Elternhaus, einem abgebrochenen Kunststudium, einer unglücklichen Ehe und spärlichen Erfolgen als Maler und Schriftsteller 1914 durch eine Gunst des Augenblicks seinen Weg nach (dem damals deutsch kolonialiserten) West-Samoa gefunden: Ein Verleger bot ihm 2.000 Mark für eine "nette Südseegeschichte"! Leicht möglich, daß er im Zuge dieser Reise auch Tuiavii und seine eu-

ropäischen Impressionen kennengelernt haben könnten! Faszinierend bleibt in jedem Falle die Sensibilität, mit der der Autor in die Haut Tuiaviis schlüpfte und so eine meisterlich distanzierte Kulturkritik seines eigenen Gesellschaftsgefüges zustande brachte. Der weitere Werdegang Scheurmanns aber ist desillusionierend: In der deutsch-tümelnden Atmosphäre des nahenden Dritten Reiches waren seine Bücher kaum verkäuflich, und so fristete er mit seiner zweiten Frau samt sechsköpfiger Kinderschar ein ärmliches Leben, bis er unter der Naziherrschaft als Dorfschullehrer dienstverpflichtet wurde und schließlich sogar Propagandatekste schrieb! Scheurmann starb im Mai 1958 an Krebs, zu früh, um den späten Durchbruch seines Buches noch zu erleben. Seine Botschaft erregte in den von wachsendem Human- und Umweltbewußtsein geprägten Siebzigerjahren massives Leserinteresse. Bis heute ist sein (bereits in 11 Sprachen übersetzter) "Papalagi" bereits millionenfach über europäische Ladentische gegangen und wurde sogar in musikalisch verbrämten Auszügen auf CD gebannt:

Den Autor haben die Wirrnisse der Geschichte brechen können. Tuiaviis Reden aber hatten Bestand. ■

"Der Papalagi"/Erich Scheurmann, dtv, ÖS 116,-

CD "Der Papalagi"
(Textauszüge, gelesen von Erika Pluhar und ergänzt durch ein Klangbild und Musik von Klaus Trabitsch; Idee & Textbearbeitung: Peter Rosmanith)
erhältlich bei "Extraplatte" EX 189 CD

Foto: Eva Kern

ROMA - MYTHOS UND WIRKLICHKEIT:

Vom 13. bis 29. April finden im Rahmen des Minderheitenjahrs Romawochen statt. Anlässlich des Gastspiels von André Hellers Romashow "Magnet" im Wiener Ronacher sollen auch andere Seiten des Themas beleuchtet werden - die Kultur- und Lebensweise, politische Situation, Literatur und Leidensgeschichte der Roma:

13. April: "Wege zur Romaliteratur". Bücher von Roma - Bücher über Roma. Eine Ausstellung mit Werken aus drei Jahrhunderten in der Österreichischen Nationalbibliothek.

"Amen sam so amen sam - Wir sind so wie wir sind" Veranstaltungsreihe im Wiener Interkulttheater:

18. April: Die bildende Kunst der Roma. Vernissage von Karl Stojka.

19. April: Die Geschichte der Roma, Roma und die Wissenschaft: Dr. Rajko Djuric, Präsident der Romani Union, im Gespräch mit Dr. Peter Huemer, anschließend Buchpräsentation "Roma - Das unbekannte Volk".

20. April: Gastspiel des Romatheaters "Romathan" aus Kosice (Slowakei).

21. April: Die Sprache der Roma. Vortrag von Mozes Heinschink und Lew Cherenkow mit "Native Speakers".

22. April: Filmvorführung der Dokumentation "Amen sam so amen sam" (Oberwart), anschl. Diskussion mit burgenl. Roma.

23. April: Die Musik der Roma. Präsentation von Musikstilen der Roma in Österreich.

24. April: Gemeinsames Kochen, Essen und Feiern. Ort: Fillgraderg. 1060 Wien, Beginn jeweils 19 Uhr 30.

25.-29. April: Romalesungen mit Musik in der Öster-

reichischen Nationalbibliothek.

16. April: Requiem für Kaza Katharina, Kirche auf der Baumgartner Höhe.

27. und 28. April: Tanztheater Rosa Winter. Jugendstiltheater auf der Baumgartner Höhe.

VHS PROJEKT "KEI OH DROM TSCHAL" (WOHIN FÜHRT DER WEG):

23. April: Vortrag mit Franz Remmel.

24. April: Literatur mit Luminita Cioba (Tochter des "Roma-Königs"). An beiden Tagen wird auch die **Fotoausstellung "Romania - Land der Roma"** zu sehen sein. Kontakt: Verein Roma Oberwart, Semmelweisgasse 8, 7400 Oberwart.

AKTIONSRADIUS AUGARTEN:

7. April, 17 Uhr: Buchpräsentation "Gaußplatz 11", Texte, Lesung von Lotte Ingrisch, Ausstellung von Linde Waber, Fotografien von Bodo Hell, anschließend Fest.

16.4., 28.5., 25.6., jeweils von 14-17 Uhr: Spielenachmittag für Kinder.

10. Mai: Seewinkel-Fest mit Weinverkostung und Tamburitzagruppe.

THEORIE UND PRAXIS DER INTERKULTURALITÄT:

Seminarreihe unter der Leitung von Univ.DoZ.Dr. Franz Wimmer

10. Mai - Mag. Dilek Çınar: Integration und Einbürgerung im europäischen Vergleich

31. Mai - Dr. R. Bauböck: Die Politik der Ethnisierung
7. Juni - Mag. Shakeel Bhatti (USA): De/placierung. Migration und postkoloniale Befindlichkeit

14. Juni - Univ.Prof.Dr. Renato Cristin (Triest): Interkulturalität als Phänomenologie der Mannigfaltig-

keit, Institut für Wissenschaft und Kunst, Berggasse 17, 1090 Wien. Beginn: 18 Uhr 30

MIT DEM WIDERSTAND ÜBERLEBEN UND WAS DANN?

Vortragsreihe im Rahmen der Veranstaltungsserie "Tabus der slowenischen Geschichtsschreibung in Kärnten" am 4. und 11. Mai im Kath. Bildungsheim Sodalitas Tainach/Tinje um 19 Uhr 30. Tel: 04239/2642.

VERANSTALTUNGEN DER KUGA- KULTUR- VEREINIGUNG:

9. April, 21 Uhr: Hrvatski teatar iz hrvatske.

7. Mai, 21 Uhr: Jazz Musik mit Paco Horyjohn.

14. Mai, 13 Uhr: Theater mit Marion Seidl (Behinderte und Nichtbehinderte).

12. Juni, 15 Uhr: Grillfest für Behinderte und Nichtbehinderte.

INTERNATIONALES MINDERHEITENSEMINAR:

21.-23. Mai: "Aktuelle europäische Bemühungen um den Minderheitenschutz" im Europahaus Neumarkt, Schloß Forchtenstein. Anmeldung: Tel. 03152/2497.

SYMPOSIUM "VOLKSKULTUR VON MINDERHEITEN":

31. Mai - 5. Juni in Markt Piesting, NÖ. Veranstalter: Internationale Organisation für Volkskunst, Tel: 02236/ 23 219.

ENTWICKLUNGSPOLITISCHE WOCHE IN LINZ:

2. Mai: Diskussionsforum für in- und ausländische StudentInnen, **Fotoausstellung "Fremdes Wien", Musik von "10 Saiten 1 Bogen".**

3. Mai: Internationale Kaffeefunde, internationale Kochkurse

4. Mai: Studiennachmittag "Ethik und Wirtschaft. Christliche und islamische

Wirtschaftsethik".

5. Mai: Studiennachmittag "Islam und Christentum", Salsa-Tanzkurs, Seminar "Die Internationale Küche", Abschlußfest. Informationen: IEZ/Uni Linz, Tel. 0732/2468-573.

FEST DER BEGEGNUNG ZUR VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

11. Juni, im Haus der Jugend, Salzburg Nonntal.

INTERNATIONALES SÄNGER- UND MUSIKANTENTREFFEN:

1.-6. Juni in Markt Piesting, NÖ. Zu diesem Anlaß findet auch ein wissenschaftliches **Seminar** zum Thema **"Der Beitrag von Volksgruppen und Minderheiten zum kulturellen Welterbe"** statt. Information: Internationale Organisation für Volkskunst, Tel. 02236/23 219.

DRITTE ÖSTERREICHISCHE ENTWICKLUNGSKONFERENZ

24. und 25. Juni im Messe Congress Center Wien. Anmeldung: Österreichischer Informationsdienst für Entwicklungspolitik, Tel. 317 30 90.

THEATERPRODUKTION "WECKT MICH NICHT AUS MEINEN TRÄUMEN":

Das Theaterhaus Shykama bietet ein Stück zum Thema Roma und Sinti für Institutionen und andere Veranstalter an. Informationen: Tel. 060/8667 12 57.

EUROPÄISCHE KONFERENZEN/BERLIN:

22.-24. April: "Migration, Flucht, Rassismus und ethnische Beziehungen".

22.-25. Juni: "Migration, Flucht und gesellschaftlicher Wandel" im Haus der Kulturen der Welt, Berlin. Anmeldung: Europäisches Migrationszentrum, Tel: 060/30 444 10 88.

Eine Bilanz von
der für die Idee
und Leitung der
Aktion verant-
wortlichen Öffent-
lichkeitsarbeiterin
Beate Sprenger

“MINDERHEITENTRAMWAY”

Anlässlich des österreichischen Minderheitenjahres 1994 fuhr die **“Minderheitentramway”** als mobiler Infostand und offenes Diskussionsforum drei Tage lang (24.-26. Jänner) auf der Wiener Ringstraße. Von 10 bis 14 Uhr hatten Passanten die Möglichkeit, sich bei den anwesenden Minderheitenvertretern zu informieren, mit den Politikern über Minderheitenprobleme zu diskutieren oder auch bloß gratis ein Stück mitzufahren.

Als zentrale Anliegen im Minderheitenjahr gelten die verstärkte Informations-tätigkeit über Minderheiten sowie die Förderung des Dialogs zwischen Minderheits- und Mehrheitsvertretern. Zur Steigerung des *“public interest”* an der zu vermittelnden Information wurde die Tramway zu einem Präsentationsforum, um die Berührungssängste mit der komplexen Thematik zu entschärfen, abzubauen und in Verbindung mit Spaß und Unterhaltung (Musik, Essen, Trinken und Oldtimertramway fahren) ins Spielerische umzuwandeln. Ein weiterer Aspekt der Tramway war die Wahl des Präsentationsforums als Botschaft, als Bild der Selbstdarstellung, das zusätzliche Bedeutungen hervorruft: Minderheiten machen mobil, stellen ihre An-

liegen dar, präsentieren sich auf der Wiener Ringstraße, im Herzen der Stadt – Assoziationen, die die Dynamik des Minderheitenjahrgedankens als Bewegung von “unten” verbildlichen.

gen durch das Zusammenführen der maßgeblichen Personengruppen zu einer gemeinsamen Aktion einzuleiten, ist, wie ja der Name schon sagt, Aufgabe der PR-Beauftragten, die sie mit

dem die Aktion von den Minderheitsvertretern und in Minderheitenfragen engagierten Vereinen aufgenommen und realisiert wurde. So war die Aktion “Minderheitentramway” ein weiterer



Der zweite gedankliche Eckpfeiler des Minderheitenjahrs wird im Ziel der Allianzenbildung von Minderheiten und in Minderheitenfragen engagierten Vereinen – unter Einbeziehung von Vertretern aus Politik und Medien – formuliert. Das Herstellen von Kontakten, das Knüpfen von Beziehun-

gen durch das Zusammenführen der maßgeblichen Personengruppen zu einer gemeinsamen Aktion einzuleiten, ist, wie ja der Name schon sagt, Aufgabe der PR-Beauftragten, die sie mit

Schritt hin zur Umsetzung der bedeutenden pragmatischen Dimension des Minderheitenjahrgedankens: durch ein gemeinsames *“Coming out”* den Versuch der Selbstvernetzung nach innen und nach außen voranzutreiben.

Beate Sprenger



BUCHPRÄSENTATION

Beate Eder ist nicht nur Vorstandsmitglied der IMJ, sondern auch Buchautorin und Literaturwissenschaftlerin an der Universität Innsbruck.

Der Leseraum der Innsbrucker Buchhandlung Parnass platzte aus den Nähten, als sie am 4. Februar ihr Buch *“Geboren bin ich vor Jahrtausenden/Bilderwelten in der Literatur der Ro-*

ma und Sinti” (siehe Besprechung auf S. 29) der Öffentlichkeit vorstellte. Ko-Referate kamen von Elisabeth Feuerstein (Roma-Vertreterin und Vorstandsmitglied der IMJ), Peter Stöger (*“Pädagoge des Fremden”* an der Universität Innsbruck), Helga Mračnikar (Leiterin des Drava-Verlags, in dem Beates Buch erschienen ist) und Michael Oertl (Obmann

der IMJ). Schließlich sorgten Ruža Nikolić-Lakatos (Gesang) und Mišo Nikolić (Gitarre) für eine musikalische Umrahmung, die auch den Stehplatzbesuchern das Ausharren versüßte. Dem Vernehmen nach gefiel auch den aufgetürmten Büchern der seltene Genuß ausgezeichnet ...

Michael Oertl

Foto: K. Eder



“BOSNISCHER ABEND”

Mit einer monatlichen Veranstaltungsreihe namens **Treffpunkt M** stellt die Initiative Minderheitenjahr in Tirol lebende Minderheiten der Öffentlichkeit (und den Medien!) vor. Als Veranstaltungsort bietet das **“Kultur-gastHaus” Bierstindl**, in dem die IMJ auch ihr Tiroler Büro unterhält, ideale Voraussetzungen.

Den Anfang machte am 13. Jänner der **“muslimische bosnische Kultur- und Sportverein Innsbruck”**. Vier seiner Mitglieder gaben vom Podium aus einen Einblick in Lebensverhältnisse und Gedankenwelten. An Themen

kamen zur Sprache: Unterschiede in der Lebensweise zwischen Bosniern und Tirolern, das Engagement für Flüchtlinge, Arbeitsverhältnisse in Österreich, Parallelen zwischen Innsbruck und Sarajewo, Stellenwert der Religion. Mit der Musik der **“Aladin Band”** und dem Auftritt einer Tanzgruppe erhielt der Abend auch eine sinnliche Note. Das Publikum war zahlreich erschienen, das Presseecho war gut.

Eine kontinuierliche Zusammenarbeit zwischen der IMJ und dem bosnischen Verein zeichnet sich ab.

Michael Oertl

Foto: O. Agaidyan



Foto: R. Jungwirt



“... UND KEIN WORT DEUTSCH”

in dietheater Künstlerhaus

Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch heißt die Anthologie, die unser Mitarbeiter Gerald Nitsche 1990 bei Haymon Verlag herausgegeben hat und die Beiträge in Minderheitensprachen enthält. Nach der Lesung der AutorInnen im Parlament (1991) und einer weiteren Lesung im Rathaus (1993) waren nun am 21. und 28. Februar zwei vom Theater Transit inszenierte Lesungen in dietheater Künstlerhaus zu sehen und zu hören. Bei der von Susanne Höhne zusammengestellten, mit Kompositionen und musikalischen Collagen von Stephen Ferguson live begleite-

ten Produktion wirkten neben den AutorInnen Şerafettin Yıldız, Janko Messner, Ana Schoretits und Ceija Stojka, die aus eigenem Lyrik- und Prosaschaffen lasen, der Chor **“Gegenstimmen”** und Gerald Nitsche mit, der eigens für die Aufführung aus Istanbul eingeflogen wurde. In sein blutfarbenes Rotweißbrod-Hemd (siehe Titelbild der Anthologie und der **STIMME-1**) eingehüllt, betonte Nitsche in seiner Rede die Wichtigkeit des Engagements für die Minderheiten- und Menschenrechte, gerade in solchen Zeiten, in denen die Gegner mit Gewalt *“argumentieren”*. ■

ES WAR EINE RAUSCHENDE BALLNACHT

Am Samstag, den 12. Februar, bat **Rudi Sarközi**, Obmann des **"Kulturvereins Österreichischer Roma"**, besonders gern zum **"Fest der Roma"** im HdB-Döbling (Wien), stand es doch ganz im Zeichen der erst kürzlich erfolgten Anerkennung als österreichische Volksgruppe.

Nach stimmungsvollen Cymbalklängen (Ensemble **Gyula Horvath**) heizte die **"Samer-Band"** den dichtbesetzten Tanzboden auf.

Ohrenschmaus und Augenweide des Abends: **Eva Samer-Berkyova**. Virtuos sang und geigte sie nicht zu-

EIN GEMEINSAMER ROMABALL IN PINKAFELD



Der 3. Romaball des Vereins **"Roma"** (Oberwart) fand am 5. Februar in Pinkafeld (Bgd.) statt. Erstmals in der jungen Geschichte der Romabewegung in Öster-

reich feierten die 3 Romaver-eine gemeinsam, wie die Obfrau des Vereins **"Roma"**, **Susanne Baranyai**, in ihrer Eröffnungsrede betonte. Der Ball fand vor dem Hintergrund der Anerkennung der Roma als 6. österreichische Volksgruppe statt.

Musikalisch wurde eine große Vielfalt geboten: **Ruža Nikolić-Lakatos** sang Loharalieder, die Oberwarter Band **"Romano Rat"** präsentierte Lieder in Romanes in modernisierter Version und die **"Samer-Berkyova Band"** spielte in gewohnter Perfektion, mitreißend wie immer, Tanzmusik.

Es war für alle Anwesenden ein lebendiger, durch intensives Tanzen anstrengender, lustiger und gelungener Abend.

Ursula Hemetek



letzt auch Vertreter der hohen Politik durch eine beschwingte Nacht: Nationalratsabgeordnete **Elisabeth Hlavac**, SPÖ-Clubsekretär

Willy FUHRMANN, Bundesrat **Hans BEYER** mit **Gat-tin** ...

Gabriele Müller-Klomfar



10 JAHRE "AM MODENAPARK"

Das Beratungszentrum für **Migranten und Migranten** am Modenapark im 3. Wiener Gemeindebezirk, die älteste Beratungsstelle dieser Art, hat seinen zehnten Geburtstag mit einem Fest im Metropol am 16. Jänner gefeiert.

Die bunte Geburtstagsparty wartete mit Musik von **Lena Rothstein & Ensemble S.P.A.R.A.D.I.M.**, **Wiener Tschuschenkapelle** und der ungarischen Romagruppe **Kalyi Jag** sowie mit Ausschnitten aus dem Solokabarettprogramm **"Gut, daß**

es den Herbert gibt" von und mit **Regina Hofer** auf. Viele der Mitfeiernden – auch diejenigen auf der Bühne – verband eine frühere oder gegenwärtige Mitarbeit im Beratungszentrum; doch auch andere geladene Geburtstagsgäste unterhalten eine besondere Beziehung zum Zentrum "Am Modenapark" – sie konsultieren es nämlich Tag für Tag. Mit Tanz im Reigen und besten Zukunftswünschen um Mitternacht endete das Fest, das auch von zahlreichen "Nicht-Insidern" besucht wurde.



Beate Eder:

GEBOREN BIN ICH VOR JAHRTAUSENDEN ... BILDERWELTEN IN DER LITERATUR DER ROMA UND SINTI

mit einem Vorwort von **Erich Hackl**
Drava Verlag, Klagenfurt 1993

Am 16. Dezember 1993 wurden die Roma (Überbegriff für Roma und Sinti) als 6. österreichische Volksgruppe anerkannt. Dieser große Erfolg ist vor allem der Arbeit der Romavertretungen in Österreich zu verdanken, aber auch die Wissenschaft hat ihren Teil dazu beigetragen. Und zwar jene Wissenschaft, die sich nicht – wie so oft in der Geschichte – gegen das Volk der Roma richtet, Vorurteile tradiert und untermauert; sondern es ist jene Wissenschaft gemeint, die *"wissenschaftlich exakt und zugleich mit jener Wärme, der so viele Fachleute entbehren"*, vorgeht. Dies ist ein Zitat aus dem Vorwort von **Erich Hackl** zu **Beate Eder**s Buch, und ich kann mich dem vollinhaltlich anschließen.

Das Thema des Buches (die überarbeitete Fassung der Diplomarbeit von Beate Eder) ist die Prosa-Literatur der Roma in sechs verschiedenen Ländern: Deutschland, Spanien, Ungarn, Kanada, Frankreich und Österreich. Die Autoren sind Roma, gleichzeitig aber Angehörige verschiedener Nationalitäten. Sie schrieben die ausgewählten Werke nicht auf Romanes, sondern in der jeweiligen Landessprache.

Es werden *Gemeinsamkeiten* und *Images* in der Romaliteratur von **Philomena Franz**, **José Heredia Maya**, **José Holdosi**, **Menyhért Lakatos**, **Ronald Lee**, **Matéo Maximoff** und **Ceija Stojka** in äußerst spannender Weise anhand von vielen Originaltextstellen untersucht, die neugierig machen auf die Primärliteratur. Beate Eder

kommt in der Schlußbemerkung zu dem Ergebnis: *"Die Schriftsteller und Schriftstellerinnen führen in ihren Werken einen Dialog mit der eigenen Geschichte und Kultur sowie mit Geschichte und Kultur der Nicht-Roma, wobei in diesem Spannungsfeld Auto- und Heteroimages entstehen. Es erweist sich somit als notwendig, Kontext und Sphäre der Intertextualität bei der Lektüre der Roma-Literatur miteinzubeziehen."*

Dieser Tatsache trägt die Autorin Rechnung, indem sie 50 Seiten ihres Buches der *"außerliterarischen Wirklichkeit"*, nämlich der Sozial-

geschichte der Roma widmet. Es existiert eine Fülle von Literatur zu diesem Thema, teilweise indiskutabel inkorrekt, teilweise verlässlich, aber lückenhaft, teilweise spezialisiert auf verschiedene Gruppen. Beate Eder schafft es in diesen 50 Seiten, wissenschaftlich exakt den Berg an Sekundärliteratur aufzuarbeiten und eine äußerst brauchbare Zusammenfassung zu liefern, die jedem, der sich mit der Geschichte der Roma beschäftigt, wärmstens empfohlen sei.

Die Bedeutung des Buches liegt unter anderem auch darin, daß man eine Seite der Romakultur kennenlernt, die allen Klischees

widerspricht, nämlich der *Rom/die Romni* als Schriftstellerin. Beate Eder: *"Es existiert neben der mündlichen auch eine schriftliche Roma-Literatur, die es sehr wohl verdient, rezipiert zu werden ..."*

Beate Eder ist die erste Literaturwissenschaftlerin in Österreich, die sich mit der Literatur der Roma auseinandergesetzt hat. In der Art, wie sie es tut, hat sie einen wesentlichen Impuls gesetzt, der vor allem der Romabewegung zugute kommt und hoffentlich jungen Romaautoren, die noch *"im verborgenen"* schreiben, Mut machen wird.

Ursula Hemetek

GROTESKE GESCHICHTEN

Jusuf Naoum: *Die Kaffeehausgeschichten des Abu al Abed*, dtv, München 1993, 110 Seiten

Längst hat der Fernseher den Platz des **Hakawati**, des Geschichtenerzählers im arabischen Kaffeehaus, eingenommen. Der geborene Libanese Jusuf Naoum, der seit 30 Jahren in Deutschland lebt, hat ihn wiederbelebt und legt ihm Berichte über erstaunliche Begebenheiten im Orient und Okzident in den Mund.

Die Ich-Perspektive des Erzählers, der im Einverständnis mit seinen Zuhörern behauptet, alles selbst erlebt zu haben, verleiht den Texten in vielen Fällen tatsächlich die Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes. Zum Unterschied von sanftmütigen (und medienbewußten) Kräutermärchenerzählern hierzulande spart Naoum auch die derben und grotesken Seiten

des Lebens nicht aus. Etwa wenn er davon berichtet, wie sich ein reichgewordener US-Libanese eine Frau beschaffen läßt:

"Am achten Tage wollte Mister You-know endlich die Ehe vollziehen. Er ging ins Badezimmer, um sich frisch zu machen. Zuerst lüftete er sein Toupet, dann versorgte er sein Hörgerät mit neuen Batterien. Um seine Zahnprothese vor Schaden zu bewahren, legte er sie lieber ins Glas (...). Dann eilte er ins Schlafzimmer und legte sich neben seine Braut. Das Licht im Raum war gedämpft. Mister You-know streichelte ihr das Haar, dann den Hals und die Brust - erst langsam, doch allmählich immer heftiger. Plötzlich gab es einen lauten Knall, ihm flog

etwas um die Ohren, und dann war die Braut weg, und nur noch das Nachthemd lag neben ihm."

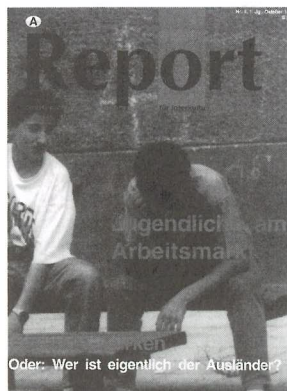
In den Texten, die in Deutschland spielen, erscheinen die Charaktere, auf die der Spott zielt, hingegen oft platt. Der (Schwarz-)Arbeitsvermittler oder die Beamtin der Fremdenpolizei sind nur Erfüllungshelfer von Prinzipien, freilich ohne daß diese Leblosgkeit thematisiert würde.

Trotz dieser Einschränkungen sollte man dem Autor dankbar für die gute Unterhaltung sein, die sein Buch bietet. Wann läßt sich das schon von deutschsprachigen Erzählungen sagen? ■

Gerald Jatzek

ZEITSCHRIFTEN, DIE NICHT AM KIOSK ERHÄLTlich SIND

Im Alltag begegnen wir immer wieder Zeitschriften, die nach kurzer Lektüre unser Interesse erwecken und die wir bei einem der nächsten Besuche bei Morawa vergebens käuflich zu erwerben suchen. Vergebens, weil sie nicht im Vertrieb sind. Es handelt sich dabei meist um Publikationen von Vereinen, die sich zu einem ganz bestimmten Anliegen bei einer breiten Öffentlichkeit Gehör verschaffen wollen. In dieser Ausgabe wollen wir Ihnen fünf solche Blätter vorstellen:



haber/Report

ist, wie auch dem Namen zu entnehmen, eine zweisprachige Zeitschrift; das vordere Titelblatt ist auf türkisch und das hintere auf deutsch. Als Herausgeber zeichnet IODO Kultur und Kunstverein. Wenn Sie mit der Lektüre beim türkischen Titelblatt ansetzen, werden Sie die Zeitschrift bei der 30. Seite auf den Kopf stellen und die Lektüre auf deutsch weiterführen müssen. Neben den vielfältigen Informationen zur gesetzlichen und sozialen Lage der Ausländerinnen in Österreich finden wir auch eine Reihe von praktischen Hinweisen bzgl. Deutschkurse in Österreich, Externistenkurse in der Türkei, Pflegefreistellung, Urlaubsgesetz u.ä. Ein Abobe-

stellschein liegt der Zeitschrift bei.
Letzte erschienene Nummer: 1, Oktober 1993; **Einzelpreis:** öS 20,-; **Jahresabo** (4 Nummern): öS 60,-
Kontaktadresse: IODO Kultur und Kunstverein, Postfach 270, 1092 Wien



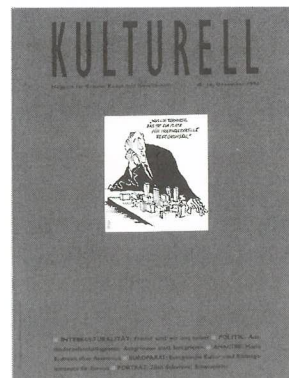
[sic!]

Forum für feministische Gangarten, erscheint zweimonatlich. Herausgeberinnen sind **Michaela Judy, Rotraud Perner, Renate Bertlmann, Dilek Çinar**, als verantwortliche Redakteurin zeichnet Ursula Kubes-Hofmann. [sic!] versteht sich als eine linke feministische Zeitschrift, die "die letzten Entwicklungen in der feministischen Theorie reflektieren und die Frage nach unseren Utopien nicht aus den Augen ver-

lieren" will. Einen Schwerpunkt stellt die Lage der Migrantinnen dar.

Nach der im Oktober 1993 erschienenen Null-Nummer erscheint im März 1994 die Nr.1.

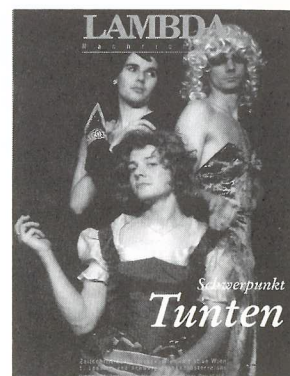
Einzelpreis: öS 65,-; **Jahresabo** (6 Nummern): öS 300,-
Kontaktadresse: Salzergasse 29, 1090 Wien



KULTURELL

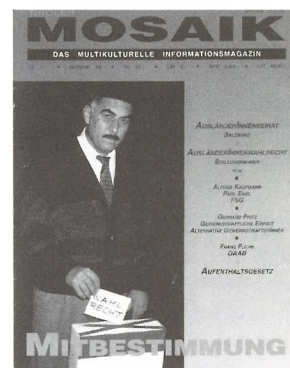
heißt die Zeitschrift, die vom Österreichischen Kultur-Service herausgegeben wird. Sie erscheint vierteljährlich und behandelt schulspezifische Themen. Jede Ausgabe hat einen Themenschwerpunkt, der anhand von Interviews mit Betroffenen einleitend thematisiert und in den jeweiligen Beiträgen ausführlich besprochen wird. Unter der Rubrik Kulturnachrichten werden diverse Veranstaltungen angekündigt und bei den Rezensionen diverse Publikationen, Filme, MC/CD/LPs besprochen. Letzte erschienene Nummer: 16, Dezember 1993.

Kontaktadresse: Österreichischer Kultur-Service, Stiftgasse 6, 1070 Wien



LAMBDA

herausgegeben von der Homosexuellen Initiative (HOSI) Wien, behandelt in ihrer zuletzt erschienenen Nummer (58, Jänner-März) als Schwerpunkt Tanten. In vielen Beiträgen ist die Immunschwächekrankheit AIDS das Thema. Es wird "Eine rote Schleife im Kampf gegen AIDS" vorgestellt, die zum Preis von öS 40,- im Theater an der Wien und im Raimundtheater zu erwerben ist.
Einzelpreis: öS 50,-
Kontaktadresse: HOSI, Novaragasse 40, 1020 Wien



MOSAİK

wird vom Multikulturellen Verein herausgegeben. Schwerpunkte der Ausgabe 4a (Winter 1993/94) sind das Ausländerwahlrecht und das Aufenthaltsgesetz.
Einzelpreis: öS 25,-
Kontaktadresse: Brixnerstr. 3, 6020 Innsbruck

Ebrû Sonuç

KAHLAUERS TAGEBUCH

IM FEBRUAR 1994



Seit vielen Jahren müssen die Vertreter dieser Minderheit viel Leid erdulden. Verschlungene Wege sind seit altersher notwendig, die knappen Spesen für ihr ohnedies nur einmal im Jahr stattfindendes Treffen im Firmenbudget unterzubringen und vor den geschärften Krallen staatlicher Verfolgung zu verbergen. Hochnäsige Figaros verweigern im letzten Augenblick ihre Zusammenarbeit, Modezaren boykottieren dringende Hilferufe. Internationale Dunkelmänner zetteln Kriege an, damit unter diesem Vorwand die Zusammenkunft nicht stattfinden kann.

Fast scheint es, als habe sich sogar die Natur gegen diese Randgruppe verschworen, denn regelmäßig halten zum vereinbarten Zeitpunkt Schneechaos, Glatteispisten und Grippeepidemien das Land und die Stadt im Würgegriff; nie kommen die Gletscher so tief in die Täler wie am letzten Donnerstag im Fasching.

Nicht genug damit. In den letzten Jahren triumphierte noch dazu die Gewalt der Straße: Verhetzte, von Neid und Haß erfüllte Jugendliche roteten sich zusammen, um mit Geschrei und Spucken nichtsahnende Ankömmlinge zu erniedrigen, zu beschimpfen und zu versuchen, das Treffen überhaupt zu verhindern. So aggressiv wütete der Mob, daß die ohnedies zurückhaltend agierende Polizei ihn kaum unter Kontrolle bringen konnte. Und hatte man das Spießrutenlaufen ohne ernstliche Verletzung mit Mühe und Not hinter sich gebracht

und das ersehnte Gebäude erreicht, ging die Menschenrechtsverletzung erst richtig los: Vor laufender Kamera mußte man da hochnotpeinliche Fragen beantworten, deren Sinn man meist gar nicht verstand, und dies nicht nur einmal, zweimal oder dreimal. Immer wieder, in wechselnder Besetzung, erschienen die zudringlichen Verhörer.

Eingesickerte Agentinnen machten sich darüber hinaus noch den Spaß, mit spitzen Stöckelschuhen fremdes Schuhwerk zu durchbohren, nicht ohne hässlich zu grinsen und falsche Entschuldigungen zu murmeln (kann übrigens garantiert werden, daß diese Absatzdolche nicht vergiftet sind wie bulgarische Geheimdienstregenschirmspitzen?). Männliche Undercover-Spezialisten heuchelten Tanzbewegungen, um unauffällig gezielte Ellbogenstöße und Handkantenschläge auszuteilen.

Um das Leid noch zu vergrößern, wird alljährlich

die Lärmfolter angewendet. Aus allen Ecken und Enden erschallt Getöse, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht. Die Verletzungsgefahr durch mutwillig durch den Raum geworfene Sektkübel und Silberbestecke gilt allgemein als sehr groß, einmal soll sogar jemand an einem Kristall-Aschenbecher erstickt sein.

Wie gesagt, viel Leid, Spott und Hohn muß der derart Ausgegrenzte erdulden: der gemeine Opernballbesucher (virus operaballense commune). Und warum das alles, fragen wir uns. Warum soviel Haß, Neid und Wut, wenn man sich nach zehntausendjährigem Brauch in Tierfelle hüllt, sich das eine oder andere Steinchen auf Haut und Haar oder bunte Metallplättchen an die Brust heftet? Wenn man kleidungsmäßig dem Totentier Pinguin huldigt? Wenn man nur so einmal einmal unter sich sein will, um ein wenig an fremden Getränken (Champagner und so) zu nippen! Wenn in der Staatsoper statt des alltäglichen "Alles Baltsa!"

einmal im Jahr die devisenbringende Devise "Alles Walzer!" herrscht und dieses Minderheitentreffen der einzige Tag im Jahr ist, an dem diese Institution gewinnbringend arbeitet. Wir können all diese Fragen leider nicht beantworten, weil wir noch immer darüber nachgrübeln, wie es bei all dem unserer lieben Frau Bundespräsidentin ergangen ist.

Heuer aber hat der Repräsentant der Veranstaltung, der Bundestheatergeneral, die Katze aus dem Sack gelassen und ein wenig Licht ins Dunkel staatlicher Repression gebracht. Nie hätten wir an so einen heimtückischen Schlag gegen diese harmlose Kleingruppe gedacht, die doch niemandem etwas Böses will. Der Kern der Enthüllung: Anonyme Staatsstellen haben sich auf perfide Weise dazu verstiegen, die Winterferienwoche ausgerechnet in der Opernballwoche anzusetzen, um Minderheitenvertreter am Besuch der Veranstaltung zu hindern!

Pfui! sagen wir da und fragen uns, wie das weitergehen soll. Werden demnächst zufällig des Weges kommende Millionäre wie du und ich zur Opernballzeit korporativ auf Staatskosten nach den Malediven ausgefliegen? Biedere Generaldirektoren in Kitzbühler Nobelhotels zwangseinquartiert? Und das alles nur, um einer unauffälligen Minderheit eins auszuwischen?

Es stimmt schon: Schwer hat's eine Minderheit hierzulande!

Impressum:

M., H., V.: Bürgerinitiative Demokratisch Leben

Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck

P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 10/94

Rücksendeadresse: Initiative Minderheitenjahr

Klostergasse 6, 6020 Innsbruck

